

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementpreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46.
Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vorwärts, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 10. Freitag, den 12. Januar 1912. 19. Jahrg.

Wer noch nicht gewählt hat, beeile sich

sofort

zum Wahllokal! Es ist allerhöchste Zeit! Nur bis 7 Uhr wird gewählt!

Wählt Theodor Schwartz!

Hierzu 1 Beilage und „Die Neue Welt“

Schule und Kaserne.

Die Ausgaben für unseren Militarismus (Heer, Flotte, Pensionsfonds, Kriegsinvalidenfonds und Schuldenzinsen für die für militärische Zwecke gemachten Schulden) beliefen sich für das Deutsche Reich im Jahre 1911 bereits auf

1600 Millionen Mark.

Die neuen Heeres- und Flottenausgaben werden diesen Betrag in den nächsten Jahren aber noch gewaltig aufschwellen lassen!

1600 Millionen werden jährlich für die Kaserne ausgegeben. Wie sieht es demgegenüber mit den Ausgaben für das wichtigste Kulturinstitut aus, die

Volksschule?

Legen wir dem Vergleich die Zahlen für Preußen zugrunde.

Der preussische Staat wendete für die Zwecke der Volksschule nach dem Etat für 1911

165 Millionen Mark

auf! Das sind pro Kopf der 6 164 398 Volksschüler, die bereits 1905 gezahlt wurden, 27 Mark!

Die gesamten (auch kommunalen usw.) Aufwendungen für die Volksschule einschließlich der Baukosten beliefen sich 1905 auf 328 Millionen, das sind

pro Schüler 53 Mark!

Berechnen wir nach Maßgabe der Kopffzahl der preussischen Bevölkerung die Ausgaben für die

Kaserne,

so entfallen auf Preußen allein 960 Millionen an Militärausgaben oder pro Kopf der 420 000 Soldaten

2300 Mark!

Für jeden Soldaten wird also

43 mal soviel

ausgegeben wie für jeden Schüler!

Dafür dienen aber auch die Ausgaben für den Militarismus den Zwecken der Infanterie! Die „Erziehung“ in der Kaserne soll die Söhne des Volkes den Interessen des Volkes abwendig machen, soll sie mobil machen gegen den

„inneren Feind“!

Für die Schule aber, die doch das heranwachsende Geschlecht tüchtig machen sollte für den so schweren Lebenskampf, darf nach dem Willen der Herrschenden nicht das Notwendigste ausgegeben werden, weil den ausbeutenden Klassen die

dümmsten Arbeiter die liebsten

Die tägliche Getreideliebesgabe.

Seht liegt die Statistik über den deutschen Getreideausfuhrhandel bis Ende des Jahres 1911 vor. Es ergibt sich daraus, daß die Ausfuhr weiter gestiegen ist.

Es wurden danach allein in der Zeit vom 1. August bis 31. Dezember 1911 an Getreideausfuhrprämien gezahlt

55 041 300 Mark.

Davon entfielen auf Roggen und Roggenmehl 27,73 Millionen Mark, auf Weizen und Weizenmehl 17,83 Millionen Mark, auf Hafer 9,18 Millionen Mark, auf Gerste 300 000 Mark.

Undauernd überstieg die Roggenausfuhr die Roggenimport, sodaß aus der Gewährung von Getreideausfuhrprämien auf den Roggenausfuhrüberschuß

der Verlust der Reichskasse in der Zeit vom 1. August bis 31. Dezember 1911 19 155 000 Mark

beträgt. Der Barausfall der Reichskasse durch Zahlung der Roggenliebesgaben stellt sich daher täglich auf 125 196 Mark.

Die Reichstagswahl.

Der alte Fritz als schwarzblauer Wahlhelfer.

Der Magistrat des Bades Rössen an der Saale veröffentlicht amtlich in den Blättern einen Aufruf, in dem er die „gesamte nationalgesinnte Bürgerschaft der Stadt und Umgegend herzlich einlädt“, an der Vorfeier des 200jährigen Erinnerungstages der Geburt Friedrichs des Großen teilzunehmen, die die städtischen Körperschaften dadurch begehren, daß sie Donnerstag, den 11. Januar, um 6 Uhr nachmittags, einen nationalen Festakt für die Schulen und um 8 Uhr abends einen ebensolchen offiziellen Festakt für die Bürgerschaft veranstalten. Friedrich der Große ist bekanntlich am 24. Januar geboren. Aber der Rössener Magistrat läßt dieses patriotische Fest ausgerechnet am Vorabend der Reichstagswahl feiern, 13 Tage vor dem eigentlichen Festtag!

Eine Schwindelmär aus Dresden.

In der bürgerlichen Presse wird ein Bericht aus Dresden über angebliche Wahlkrawalle, die von sozialdemokratischen Versammlungsbesuchern in und nach einer nationalliberalen Versammlung hervorgerufen sein sollen, veröffentlicht. Demgegenüber ist festzustellen, daß diese Berichte über Krawalle total un wahr sind. Der beste Beweis, daß nichts vorgefallen ist, ist der Bericht rechtsstehender Dresdener Zeitungen, der in objektiver Weise abgefaßt ist und nichts von Krawallen zu berichten weiß. Lediglich die „unparteiischen“ Dresdener Neuesten Nachrichten haben einen ganz entstellten Bericht gebracht, der von dort wohl auch in die übrige Presse übergegangen ist.

In der nationalliberalen Versammlung, die auch von Sozialdemokraten besucht war, ging es allerdings etwas lebhaft her. Über der nationalliberale Kandidat Dr. Heintze, ist nicht im Reden gehindert worden, es ist auch nichts vorgefallen, das über den Rahmen einer lebhaften Versammlung hinaus ging. Auf der Straße war ein großes Polizeiaufgebot aufgestellt, es ist aber auch dort nicht das geringste vorgefallen. Besonders ist Dr. Heintze nicht angegriffen worden, es ist auch keine Verhaftung vorgekommen.

Die ganze Nachricht kennzeichnet sich deutlich als bürgerlicher Wahlchwindel über eine an sich ganz harmlose, etwas lebhaftere Versammlung.

Die Bremerhavener Sprengkolonnen-Notiz ist ebenfalls Schwindel.

Uns wird geschrieben: Die Meldung, in Bremerhaven sei eine liberale Wählerversammlung durch sozialdemokratische Sprengkolonnen auseinandergetrieben worden, ist Wahlchwindel. Die Versammlung wurde nicht aufgelöst, sondern von der Hormannpartei geschlossen; nur hielt Hormann, der Referent, das Schlüsselwort nicht. Eine Lüge ist auch die Behauptung, das Saalmobil sei beschädigt worden. Auch war keine Störung des Straßenverkehrs zu spüren. Der Verlauf der Versammlung war, wie der jeder großen Versammlung wo Gegner aufeinanderprallen.

Unserm Bremerhavener Parteiblatt entnehmen wir noch folgende Ausführungen über die Versammlung: „Schon der Umstand, daß man die nach Tausenden zählende Menschenmenge in geradezu unverantwortlicher, provokatorischer Weise stundenlang auf der Straße warten ließ, mußte verbitternd auf die Wartenden wirken. Als

dann aber endlich die Türen geöffnet wurden und die Versammlung begann, als Herr Hormann vortrat und vom ersten Satz seiner Ausführungen an bis zum letzten Schmählung an Schmählung reichte gegen die Sozialdemokratie, als er unverhüllt zeigte, in welcher schocker Weise er sich seine „Abrechnung“ gedacht hatte, da war es nur zu erklärlich, daß die ganze Versammlung, die sich zu neun Zehnteln aus sozialdemokratischen Wählern zusammensetzte, in lauteste Entrüstungsrufe ausbrach. Eines nur kann wundernehmen, daß trotz der fortwährenden Anpöbelungen der Sozialdemokratie die Versammlung das ganze Referat Hormanns über sich ergehen ließ, obwohl von vornherein feststand, daß mit dieser Versammlung nichts anderes als eine Provokation der sozialdemokratischen Wähler beabsichtigt war. Eine weniger disziplinierte Versammlung hätte dem Redner die Beendigung seines Referats einfach unmöglich gemacht... Hormann hätte getrost sein Schlüsselwort halten können! — Aber man wartete, wartete wohlgerne solange, bis erneut Ruhe laut wurden und der Tumult allgemein wurde! Und auch dieses „Warten“ läßt wiederum die provokatorische Absicht der Versammlungsleitung und Hinrich Hormanns erkennen. So schloß denn der wegen seiner „liberalen Arbeiterfreundlichkeit“ hinlänglich bekannte Herr Geweke lang- und klanglos die Versammlung, die zu einer Abrechnung mit der Sozialdemokratie werden sollte, in Wirklichkeit aber, dank dem provokatorischen Treiben Hormanns und seiner Schildeknappen zu einer gründlichen Abrechnung mit dem Hormann-Liberalismus geworden ist!“

Ob die bürgerlichen Blätter nun auch über die Anpöbelungen Hormanns ihre Leser unterrichten? Wir glauben's nicht.

Ein freiständiger Kandidat als Wahlvorsteher.

Während die Fortschrittspresse mit Recht darüber klagt, daß eine ganze Anzahl kandidierender Junker als Wahlvorsteher fungieren, teilt die „Tägl. Rundschau“ mit, daß auch der Fortschrittskandidat für Ruppiner-Templin, Rittergutsbesitzer Lessing, diese Agrariermode mitmacht.

Gegen die Wahlnechtigkeit der Staatsbeamten

wendet sich eine Zuschrift, die aus Beamtenkreisen an das „Berl. Tagebl.“ gerichtet wird. Da heißt es: „Gegenüber den Ausführungen der „Nordd. Allg. Ztg.“ sollte noch kurz vor der Wahl von allen Zeitungen, denen das Wohl des deutschen Staates wirklich am Herzen liegt, mit blauer Stimme darauf hingewiesen werden, daß selbstverständlich ein Beamter ruhig seine Stimme ohne irgendwelche Bedenken einem Sozialdemokraten geben kann. Denn dadurch stimmt er noch lange nicht für das sozialdemokratische Programm, sondern setzt nur eine Kraft in Bewegung, die zu Deutschlands Wohl die verderbliche Reaktion bekämpfen soll... Wer seine Stimme abgibt, treibt praktische Politik und will also nur dasjenige praktische Ziel erreichen, das bei der vorliegenden Wahl in Frage kommt und in der Wirklichkeit mit irgendwelcher Wahrscheinlichkeit eintreten kann. Sollte in der Abgabe der Wahlstimme die Rundgabe theoretischer Ansichten liegen, wie dies die „Nordd. Allg. Ztg.“ glaubt, so würden die wenigsten Menschen einen Abgeordneten wählen können, denn es gibt nur wenige Menschen, deren theoretische Ansichten wirklich mit denen des Abgeordneten übereinstimmen. Wer also durchaus will, daß man in der Praxis nach der ihm vorschwebenden richtigen Theorie wähle, der sollte erst einmal dafür sorgen, daß diese richtige Theorie durchführbar wäre und daß die Wahlen und Wahlkreise derartig eingerichtet sind, um den wahren Willen des Volkes zum Ausdruck zu bringen...“

Geistige Waffen des Zentrums.

In dem stark ländlichen Reichstagswahlkreis Illertissen (Schwaben) entfalten die bayerischen Bauernbündler eine rege Tätigkeit, weshalb das Zentrum die Bauern-

„Blinder auf jede mögliche Weise in der Agitation zu hindern versucht, hauptsächlich durch das verbreitete Sprengen der bündlerischen Versammlungen. In einer am 5. Januar in Mertissen von den Bündlern anberaumten Versammlung kam es durch das provokatorische Auftreten der Zentrumsanhänger zu einem Zusammenstoß, wobei ein Zentrumsanhänger einen Bauernbündler derart mißhandelte, daß diesem das Trommelfell erschlagen wurde und er vier Wochen arbeitsunfähig bleiben wird. Gegen den schwarzen Prügelhelden ist Strafanzelge erstattet.

„Norddeutsche Allgemeine“ Poesie.

Als letztes Mittel, wenn kein anderes mehr vorfanden will, ist der „Nordd. Allg. Ztg.“ die — Poesie gegeben. Aber ihr Pathos bringt uns zum Lachen, wie ihre Prosa zum Einschlafen. Da heißt es aber auch:

Die höchste Sorge von allem Sei jedem deutschen Mann, Was unsere Volkskraft heben Und wehrhaft machen kann.

Die Stunde der Wahl ist kommen — Hoch über Partei und Stand Ihr deutschen Männer mitkommen „Für's deutsche Vaterland!“

Alles sehr wahr! Und darum für deutsche Volkskraft und gegen junkerliche Vushungerung. Und deshalb für's deutsche Vaterland und gegen die schwarzblaue Fremdherrschaft!

Schwarze Dreschflegeltaktik in der Oberpfalz.

In diesen Tagen wurde gemeldet, in Neumarkt in der Oberpfalz sei am Sonnabend einem sozialdemokratischen Flugblattverbreiter von aufgehetzten Zentrumsanhängern der Schädel eingeschlagen worden. So schlimm war die Sache glücklicherweise nicht. Der Flugblattverbreiter war zwar schwer verletzt worden, konnte aber abends nicht mehr zurückkehren und übernachtete daher in einem Orte. Inzwischen hatte sich in Neumarkt das Gerücht von dem Totschlag verbreitet und die Mutter des Vermissten begab sich am Sonntag früh zum Vorstand des sozialdemokratischen Vereins in Neumarkt und sagte unter Tränen, daß man ihr bereits erzählt habe, ihr Sohn sei im Walde erschlagen worden. Die Gendarmerie machte sich bald darauf bereit, Nachforschungen über den Verbleib des Flugblattverbreiters anzustellen, der jedoch inzwischen in Neumarkt eintraf. In der Stadt herrschte schon eine große Erregung. Es war ja auch nicht das erste Mal, daß die Genossen bei Flugblattverbreitungen unter Verfolgungen zu leiden hatten.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Ueber die „soziale Arbeit“ der Aristokratinnen sprach der Bischof Prochaska von Stuhlweissenburg in Ungarn vortreffliche Worte, die er sogar auf eine Kaiserlich-königliche Prinzessin, die Erzherzogin Augusta, bezog. Der Kirchenfürst sagte:

„Soziale Arbeit kann nur mit Ernst verrichtet werden, und komisch ist es, wenn soziale Arbeit aus Mode verrichtet wird. Bei sozialer Arbeit tut Ernst und gehobenes Wesen not, nicht aber Modereizungen. Seine Erzherzogin, die sich in die Spitaler begibt, dürfte nicht den Sinn darauf richten, daß möglichst große Boutons in ihren Ohrläppchen glänzen, möglichst große Straußfedern ihren Hut zieren und ihre seidenen Kleider ein möglichst wunderbares Frau-Frau haben, sondern sie müßte sich in einem Waschkleide hinstellen. Denn dieses wäre der Stil der Arbeit und der Still des Milieus.“

Sa, da würde die ganze „soziale Arbeit“ die Herrschaften garnicht mehr freuen!

Das Wesen der indirekten Steuer

wird von der Zentrumspresse immer noch nicht begriffen, oder sie stellt sich wenigstens so. Schreibt da z. B. die „Germania“:

„Nach der Finanzreform beträgt die Mehrbesteuerung für eine 5-Pfg.-Zigarre nur 1/2 Pfg. Für wen ist denn das übrige Geld, das nach der Finanzreform für eine solche Zigarre mehr bezahlt werden muß? Etwa für das Zentrum? oder für die Konservativen?“

Erstens kommt das Geld zum Teil direkt den Junkern zugute, in Form der Liebesgabe. Aber es ist ja im Wesen der indirekten Steuer begründet, daß sie nicht nur auf den Preis der Ware aufgeschlagen werden und also gezahlt werden, ohne daß es der Käufer, der Konsument merkt — ganz nach dem System des Zuckerdiebstahls! — sondern daß sie natürlich aufgetrieben werden. Soll denn die verteuerte Zigarre jetzt für 5 1/2 Pfg. verkauft werden? Es bleibt nur zweierlei, Verteuerung auf 6 Pfg. oder Beibehaltung des Preises von 5 Pfg. und Qualitätsverschlechterung. Die indirekten Steuern plündern das Volk förmlich im Schlafe und verschlechtern ihm obendrein die Waren — alles nur, damit der große Geldsack geklopft wird. Das ist „christliches“ Werk, wie es das verjüngerte Zentrum versteht.

Die neue Heeresvorlage.

Über die im letzten Wahlausruf der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ angekündigte neue Heeresvorlage verbreitet die „Mil.-pol. Korz.“ folgende Einzelheiten: Die Novelle soll dem Reichstage so zeitig zugehen, daß die Beratung gleichzeitig mit der ersten Lesung des Etats stattfinden kann. Die im Vorjahre festgelegte Friedenspräsenzstärke soll bis zum 31. März 1916 beibehalten werden und die Stämme für die zahlreichen Neuformationen durch Abgaben und Standesherabsetzungen der bestehenden Truppeneinheiten gebildet werden. In Allenstein soll ein Armeekorpsstab errichtet werden, dem die dortige und eine weitere Division in Ostpreußen angehören sollen. Gegen Frank reich ist ein neues Armeekorps in Freiburg i. B. errichtet, dem außer der Freiburger Division auch noch eine neu zu bildende Division mit dem Standort auf dem linken Rheinufer, also im Reichsland,

angehören werden. Alle Infanterieregimenter mit nur zwei Bataillonen sollen durch Abstriche von je 10 Mann bei den meisten Kompanien auf drei Bataillone gebracht werden — und dann durch Zusammenlegung dieser dritten Bataillone wieder neue Regimenter gebildet werden, ist eine alte bekannte Methode. Ferner sollen die Maschinengewehrkompagnien stark vermehrt und den beiden neuen Armeekorps, dem 20. und 21., der zugehörige Train und die für nötig erachteten Pioniere gegeben werden. Die 1911 bewilligten beiden Feld-Artillerie-Regimenter für die Divisionen in Allenstein und Colmar i. E. sollen beschleunigt und vier weitere Regimenter neu gefordert werden. Endlich will man in Bayern alle Feldartillerie-Regimenter auf 6 Batterien bringen und in einem Aufwaschen auch noch andere Rüstungslücken, so im großen Generalstab, ausfüllen.

Ein recht umfassendes Programm für ein Land, das jetzt schon die Kleinigkeit von 1500 Millionen Mark jährlich für Heeres- und Flottenrüstungen aufbringen muß. Am heutigen Tage wird das deutsche Volk auch darüber seinen Willen kund zu geben haben, ob es kein anderes Ziel anstreben will, als immer neue Rüstungen. Wenn gleichzeitig behauptet wird, daß die Kosten für die verschiedenen Neuformationen u. a. durch eine Reichsausgleichsteuer auf alle Jahreseinkommen von über 5000 Mark aufgebracht werden sollen, so kann diese Meldung die besorgniserregende Liste der neuen Rüstungen in ihrer Wirkung nicht abschwächen. Nach den so oft abgegebenen Erklärungen der hochmögenden Junker und der mit ihnen verbündeten Regierungen ist es das Programm der Herrschenden, daß alle direkten Steuern den Einzelstaaten, und nur die indirekten dem Reich gehören sollen. Aber dies ist durch die herrschende Wucherpolitik der Wert des Geldes so herabgesetzt, daß selbst Familien mit 5000 Mark Einkommen noch dem unteren Mittelstande zugerechnet werden müssen. Von einer Vermögenssteuer, von Steuern auf Besitz und arbeitsloses Einkommen wird garnicht erst gesprochen. Gerade heute aber muß die Forderung des gesamten Volkes sein, daß weitere Rüstungskosten nun und nimmermehr auf die Schultern der arbeitenden Bevölkerung gewälzt werden dürfen.

Im Zeichen der Fleischnot.

Der soeben erschienene amtliche Bericht der Stadt Augsburg über den Verkehr am dortigen Schlacht- und Viehhof im Jahre 1910 zeigt sowohl einen erheblichen Rückgang der Zahl der auf den Markt gebrachten Schlachttiere, als auch einen Rückgang des Konsums an Fleisch. Gegen das Vorjahr wurden 1910 in Augsburg rund 2000 Stück Vieh weniger angeliefert wie im Vorjahre, ferner wird festgestellt, daß der Konsum an Fleisch von 79 Kilogramm pro Kopf und Jahr im Jahre 1909 auf 77 Kilogramm gesunken ist. Dagegen sind die Pferdebeschlächtungen und der Konsum an Pferde- und Freibankfleisch ganz erheblich gestiegen.

Das Jahr 1911 weist voraussichtlich — eine Folge der Politik des schwarzblauen Blockes — noch eine weitere Verschlechterung der Lebenshaltung der Bevölkerung auf, denn so wie in Augsburg, wirkt die Wucherpolitik überall.

Kein Wohnungsgezet!

Wie verlautet, wird dem preussischen Landtage ein Wohnungsgezet in der kommenden Session nicht zugehen. Die Schwierigkeiten der Materie haben sich bisher nicht überwinden lassen. — Ein Gezet für gesunde Wohnungen ist nicht die erste Sorge der Junkerregierung. Vor allem — neue Steuern!

Du hast ja keine Ahnung!

Als Graf Posadowsky in seiner letzten Wahlrede ablehnte, sich über das preussische Wahlrecht zu äußern, weil er doch nicht zum Landtag kandidiere, rief jemand dazwischen: Herrenhaus! Da entgegnete der Staatsminister a. D. aber geradezu höhnisch: „Ja, was wollen Sie denn? Die preussische Wahlreform ist ja nie ans Herrenhaus gekommen!“ Und tosenden Beifall spendeten ihm die über die „glänzende“ Abfuhr des Zwischenrufers verärgerten Anhänger.

Der Graf Posadowsky weiß also nichts von der dreimaligen Behandlung der preussischen Wahlrechtsreform des Abgeordnetenhauses im Herrenhaus am 15. April, 29. April und am 21. Mai 1901! Er weiß nichts von der famosen Drittelung, ähnlich der in dem in Preußen geltenden Gemeindegewahlrechte, die auf Antrag des Oberpräsidenten vom Herrenhaus am 29. April beschlossen wurde und daß in dieser Sitzung in namentlicher Abstimmung die so noch weiter verknüpfte Vorklage mit 140 gegen 94 Stimmen angenommen wurde von der Mehrheit der Konservativen, den Professoren und den nationalliberalen Oberbürgermeistern! Ach ja, da fehlte doch Graf Posadowsky unentwählig! Er weiß aber auch nichts von der Abstimmung in der Sitzung vom 21. Mai, in der 127 Ja und 82 Nein bei der nochmaligen Abstimmung fielen. Wie konnte es passieren, daß der Graf auch davon und nachher so rein garnichts von der Wahlrechtsbehandlung im Herrenhaus erfuhr, daß er am 9. Januar 1912 noch pathetisch erklären konnte: „Die preussische Wahlrechtsreform ist ja nie an das Herrenhaus gekommen?“ Liest der Graf nicht die Berichte über die Sitzungen des Herrenhauses, wenn er schon die Sitzungen selbst schwänzt? Und hat er auch bis heute noch nie etwas erfahren von den Herrenhausbeschlüssen? Erkläret uns, Graf Derintur...!

Wo bleibt das Amts- und Briefgeheimnis?

Wir hatten berichtet, daß vor kurzem von der Magdeburger Staatsanwaltschaft beschlagnahmte Briefe, die anlässlich eines Streiks bei der Firma Hildebrandt in Magdeburg-Buckau zwischen dem Verbandsvorsitzenden der Brauereiarbeiter und den Magdeburger Streikleitern gewechselt wurden, nicht nur von den fortschrittlichen Gegnern der Sozialdemokratie im jetzigen Wahlkampfe verwendet, sondern auch in der reaktionären „Kreuzzeitung“ veröffentlicht werden konnten. Man glaubte damit einen

besonders fühlbaren Schlag gegen die organisierte Arbeiterschaft getan zu haben. Es war aber nichts anderes als ein Schlag ins Wasser. Trotzdem muß sich das Gerechtigkeitsgefühl eines jeden rechtlich denkenden Menschen gegen derartige Praktiken aufbäumen. Nach einer uns vorliegenden Meldung lagen die beschlagnahmten Briefe beim Untersuchungsrichter. Hier soll Herr Viktorius als Anwalt der Arbeitswilligen von Hildebrandt bei den gegen die Streikenden schwebenden Prozessen von diesen Briefen Kenntnis genommen haben. Die Staatsanwaltschaft wird nun eine Untersuchung einzuleiten haben, da nach unserm Dafürhalten nun nicht nur das Briefgeheimnis, sondern vielleicht auch das Amtsgeheimnis straffällig verletzt worden ist. Auch ist es doch strafbar, wenn Veröffentlichungen von Akten aus noch schwebenden Strafverfahren erfolgen.

Das Adelsprivileg auf die Offiziersstellen.

In der „Vossischen Zeitung“ beklagt sich ein alter Offizier, der von der Unzufriedenheit im Offizierskorps spricht, über die Bevorzugung des Adels im Heere, die immer größer wird. Im militärischen Gefolge des Kaisers sind 42 Offiziere, alle adlig. Von den 22 Adjutanten der Prinzen sind nur zwei bürgerlich, beide von der Marine. (Für die technischen Truppen und die Marine, wo man auch andere Dinge als bloß Reiten und Manövertreiben gelernt haben muß, haben die Junkerprüfungen von seher wenig Neigung gezeigt!) Auch die nichtpreussischen deutschen Fürsten haben unter ihren insgesamt 48 Adjutanten nur sechs nichtadlige. Eine Reihe der bestbezahlten und arbeitsfreiesten Stellen, aber auch die allerwichtigsten, so die des Generalstabschefs und des Kriegsministers waren noch nie von Bürgerlichen besetzt. Und im Heere selbst besetzen die Adligen die allermeisten Stellen. — Lauter Junkerpfünden!

Spanien.

Der Mikrieg. Nach einer Pariser Meldung sollen den Spaniern neue Schwierigkeiten am Riß drohen. Aus Melilla wird nämlich berichtet, daß die Harka der Rifente eine Verstärkung von 6000 Mann erhalten habe. Die Harka warte nur das Eintreffen von Munition ab, um die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen.

Perlien.

Russische Arbeit. Der Perservereinigung „Eudajumeni Saadet“ in Konstantinopel ist, wie uns mitgeteilt wird, aus Teheran über das Vorgehen der Russen und die Hinrichtungen unter der Bevölkerung in Täbris folgendes gemeldet worden: „Nach einem Telegramm aus Täbris traf der Kommandant der nach Persien entsandten russischen Truppen am 8. Muharrem (29. Dezember v. J.) in Täbris ein. Am 30. wurde eine große Anzahl der Konstitutionalisten verhaftet. Am Mittwoch, dem 31. Dezember, dem Heiligentag aller Moslems (im besonderen der religiöse Trauertag der Schiiten für den Enkel des Propheten, den Imam Hussein) wurde die Hinrichtung der acht angesehensten Persier, darunter des Mufti des Sigetul-Islams, des würdevollsten der persischen Geistlichen, des Sadik-ul-Mulk und des Täbriser Stadtkämfers Scheich Selim vollzogen. Auf dringendes Anraten der Türkei und um den Russen keinen weiteren Vorwand zum Eindringen und Blutvergießen zu geben, nahm die persische Regierung das russische Ultimatum ohne weiteres an. Die Regierung hoffte dadurch, die Russen an weiteren Hinrichtungen hindern zu können; aber wider Erwarten blieb es bei den Russen wirkungslos. Durch die Hinrichtung des hohen Geistlichen, besonders an diesem heiligen Tage, sind die Herzen aller Mohammedaner aufs tiefste bedrückt und mit Haß gegen die Russen erfüllt. Die Massaker in Täbris haben die Regierung für immer unmöglich gemacht, die zunehmende Erregung des Volkes zu unterdrücken. Das Verbleiben der Regierung und des Kabinetts ist dadurch erschüttert. Wie aus Täbris gemeldet wird, beabsichtigen die Russen die Geschäfte des Gouverneurs, des Gerichts, der Polizei und der Finanzen in ihre Hand zu nehmen. Alle persischen Nationalisten sind entweder getötet oder verbannt worden oder in die Gebirge entflohen. Die Russen haben den berüchtigten Schudja-ed-Dauleh, den Anhänger des Erychahs und die Reaktionäre nach der Stadt kommen lassen.“

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Freitag, den 12. Januar.

Achtung, Müller, und Mühlenerarbeiter! Wegen Mahregelung eines Kollegen haben 20 Müller- und Mühlenarbeiter der Grönmühle S. und J. Brüggen, Hagenstraße, die Arbeit eingestellt. Bezug ist streng fernzuhalten. Das Streikbureau der Mühlenarbeiter befindet sich im Gewerkschaftshaus, und ist von 9 bis 7 Uhr geöffnet.

Vor der Entscheidung.

In sieben außerordentlich hart besuchten, zum Teil überfüllten Versammlungen sprachen gestern Abend Vertreter der Sozialdemokratie für die Kandidatur Schwarz, überall war die Stimmung für uns eine ganz vorzügliche. Die unglaublichen Schwindelmandover, mit denen man die Kandidatur Klein im letzten Augenblick zu fördern suchte, die faulstüchtigen Lügen, die zugunsten des Mannes mit der ehemals weißen Weste in die Welt gesetzt werden, ziehen nicht mehr. Die Lübecker Wähler sind keine Kinder, die darauf hineinfallen. Den Referenten war es ein leichtes, die Anwürfe der Kleinlichen gegen unsre Partei und unsern bewährten Kandidaten zurückzuweisen. Im Gewerkschaftshaus, wo Genosse Schloßmer sprach, in der Flora, wo Genosse Th. Schwarz das Referat hatte, in der Hansa-Halle (Referent Mehrlein), Friedrichshof (Referent Böwigt), Neu-Lauerhof (Referent Kahl-Hamburg), Weißer Engel (Genosse Ullmann-Hamburg) beteiligten sich keine der anwesenden Gegner trotz wiederholter Aufforderung an der Diskussion. Sie gaben durch ihr Schweigen zu, daß die Ausführungen unserer Genossen das Richtige trafen und daß die ausgeteilten Liebe läsen. In der Friedrich-Franz-Halle,

in der Genosse Promme das Referat übernommen hatte, welche in der Diskussion unsern Gegner entgegenzutreten. Er erzielte jedoch nur einen Anteilserfolg, dessen Berechtigung man ohne weiteres anerkennen muß.

Regien so die radikalen und vorläufigen Wähler ein berechtigtes Recht ab, daß sie wissen, es handelt sich in diesem Wahlkampf um ihre Sache, so nicht minder die Bewohner Malsling's und Trauermünder's, in welchen Orten allgemein Versammlungen abgehalten wurden. Auch dort war der Besuch glänzend und der Wille, die Reaktion, gleichviel in welcher Form und Haltung sie auftritt, zu bekämpfen, ganz unverkennbar. Gegner meldeten sich — „mutvoll“, wie sie nun einmal sind — nicht zum Wort. Armer Klein!

Sozialdemokratie und Vaterland.

„Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muß der Verb aufstehen. Ein höfliches Recht will gar nichts heißen.“ (Goethe.)

Man kann einer Partei nichts Schwächeres vorwerfen, als sie sei Vaterlandsfeindlich gesinnt. So etwas widerlegt man nicht, das hängt man einfach niedriger. Dieser erbitternde und das Parteilob vergrößende Vorwurf muß doch endlich einmal aufhören, wenigstens überall da, wo man auf das elementarste Anstandsgefühl Anspruch erhebt. Wo dies fehlt, werden auch lange Widerlegungen nichts nützen. Also etwas mehr Selbstbewußtsein! Nicht höflich widerlegen, sondern derb zurückweisen! Nicht angenehm berührt es auch, wenn es auf unserer Seite als bald freundlich und dankbar verzeichnet wird, sobald dieser oder jener einmal die Gnade hat, uns unser vaterländisches Verhalten zu bezweigen. Geben wir in solchen Fällen vielmehr zu verstehen, daß das zwar gut gemeint, aber überflüssig, ja im Grunde genommen taftlos ist. Man beschneidet eben einem anständigen Manne nicht, daß er noch keinen silbernen Küffel gestohlen habe.

Mit diesen Worten kritisiert ein führendes Zentrumblatt, die „Königliche Volkszeitung“, am 17. Dezember v. J. eine Schrift „Zentrum und Vaterland“, die dem Nachweis des patriotischen Charakters der Zentrumspartei gewidmet ist. Das Blatt hat ganz recht: zu bezweifeln, daß ein Mensch, gleichviel welcher politischen Partei er angehört, nach bestem Können dem Vaterland dient, ist einfach eine Gemeinheit. Leider verfährt so unanständig auch das Zentrum wie alle anderen bürgerlichen Parteien gegenüber der Sozialdemokratie. Wir aber sollen jeden Wähler darüber aufklären: wer unsere vaterländische Gesinnung angeißt, ist kein politischer Gegner mehr, sondern ein politischer Lump und wird dementsprechend behandelt.

Vordrucke zu den Wahlergebnissen. In denen die Resultate der Wahl von 1907 wiedergegeben sind und in welche die heutigen Resultate eingetragen werden können, sind zum Preise von 6 Pf., pro Stück in der Druckeret von Friedrich Meyer u. Co. zu haben.

Die Wahlbeteiligung war bereits in den heutigen Vortagsstunden eine sehr rege. Sowohl von unterer Seite als auch von den Bürgerlichen wurde fleißig gearbeitet. In den Mittagsstunden traten dann die Arbeiter an, die dem Bilde erst das Gepräge gaben. Die Straßen werden von Autos und Droschken durchschwirrt, die Kranke und säumige Wähler an die Urne holen. Überall herrscht reges Leben. Aus den Augen der opferwilligen und tätigen Parteigenossen leuchtet der Wille und die feste Zuversicht: Mit großer Mehrheit wird Theodor Schwarz gewählt.

Die Gefahren des Schnees liegen nicht nur, wie im allgemeinen angenommen wird, in seiner Tiefe, das heißt in seiner Eigenschaft als Hindernis des Verkehrs überall da, wo häufige und lange anhaltende Schneefälle es bis zu Lageru von einem und mehreren Metern Höhe kommen lassen, also im Hochgebirge oder in der arktischen Zone, sondern der Schnee kann auch in der Ebene, schon als leichter weißer Überzug der Landschaft, die Gesundheit des Menschen schwer gefährden. Es ist für dieses Jahr von einer schweizerischen meteorologischen Station, deren Winterprognosen schon seit sechs Jahren ihrer großen Genauigkeit wegen Aufsehen erregen, ein sehr schneereicher Winter vorausgesagt worden. Auch in der Ebene soll es zu langanhaltenden Schneefüberzügen der Felder und Wälder kommen. Wenn dies der Fall ist, dann dürfte mehr als sonst auch in den Niederungen eine Erkrankung auftreten, die in dem unverständlichen Ruf der Harmlosigkeit steht: die Schneebblindheit. Sie hat an sich mit dem Schnee nichts zu tun und kann auch auf langer Fahrt über spiegelndes Wasser oder auf grell beleuchtetem Wästenland erworben werden. Dort kommt sie am meisten als Folgeerscheinung des von großen Schneeflächen ausgehenden Lichts auf das menschliche Auge vor. Dabei soll es von vornherein als Irrtum festgestellt werden, als ob gerade hellleuchtender Schnee am gefährlichsten wäre, gegen den man sich am ehesten durch dunkle Brillen zu schützen habe. Im Gegenteil ist gerade derjenige Schnee am gefährlichsten für das Auge, dem durch Nebel oder leichte Wolken die scharfe Beleuchtung anommen ist. Es ist dann das diffuse Licht der über dem Nebel stehenden Sonne, das, vom Schnee reflektiert, sehr reich Schneebblindheit erzeugt. Natürlich spielt die Empfänglichkeit, wie bei allen Krankheiten, eine große Rolle, bei Entstehung dieser merkwürdigen, sehr bedenklichen und in ihren Ursachen gar nicht lange bekannten Erkrankung. Am klarsten hat Dr. Decker in seinem Werk über die Biologie der Sinnesorgane den Vorgang bei Entstehen von Schneebblindheit geschildert.

Die Linse des menschlichen Auges ist mit Wasser gefüllt und verschluckt die ultravioletten, stärker brechbaren Strahlen, die zwar das Auge auch nicht sieht, auf die die Lichtsinnesapparate nicht ansprechen, die aber leicht Verwundungen anrichten können. So dürfen wir uns unbestraft der Wirkung von ultravioletten Strahlen aussetzen, vorausgesetzt, daß sie nicht im übermaß ins Auge fallen. Das Innere des Auges wird im letzten Falle nicht beschädigt, wohl aber das äußere, und es tritt die gefürchtete Schneebblindheit ein.

Die wenigsten Menschen haben eine klare Vorstellung von diesem Leiden. Man stellt sich etwas vor wie Blindheit oder ganzen oder teilweisen Verlust des Augenlichts. Nichts von alledem! Die Krankheit hat weder mit Blindheit etwas zu tun, noch auch direkt mit dem Schnee, wenn sie auch vorzugsweise die Leichtsinnigen befällt, die längere Zeit ohne Schutz über weite besneete Flächen wandern. Eine besonders anschauliche und drastische Schilderung des Übels gibt Stefanoff, der die Mittelsächsische Polarexpedition begleitete. Nicht unmittelbar während des Aufenthalts auf der schneeigen Fläche, sondern später, meist am Abend, zuweilen auch erst am andern Tage, beginnt das Leiden. Die Augen fangen an zu brennen und zu jucken, sie tränen leicht, und man hat das Gefühl, als ob beizender Rauch in die Augen dränge. Dieses unangenehme Gefühl verstärkt sich zu wütenden Schmerzen. Es ist, als ob Sandkörner unter den Lidern kreben, oder wie Stefanoff sich drastisch ausdrückt, als ob das ganze Auge in Sandpapier gehüllt wäre. Jede Bewegung der Augen weckt gräßliche Pein, die schließlich auch ohne Bewegung anhält. Der Schmerz verstärkt

sich immer mehr, wütet in blühartigen Zuckungen, so daß die Kranken sich wie kaltes gebären. Es ist der einzige Schmerz, der selbst den Eiskälteschrei der Verzweiflung entlockt. Die Lider sind so stark geschwollen, daß das Auge kaum oder gar nicht geöffnet werden kann. Die Bindehaut, das zarte Häutchen, das das Weiße des Auges umkleidet, ist heftig entzündet und drängt sich unheimlich mit dickem, rotem und schmerzhaftem Wulst durch die Spalte der Augenlider. Nach einigen Tagen ist der Kranke wieder hergestellt, ohne daß irgend welche Folgen zurückbleiben.

Das ist die Schneebblindheit, und die Ursache, das sind die ultravioletten Strahlen des Lichts. Wer je auf den Gletschern war, weiß, wie die Haut des Gesichts lebhaft entzündet und geschwollen ist, oder gar in großen Furchen sich schädend abbläst. Das ist der Gletscherbrand.

Sneebblindheit ist im Grunde genommen nichts anderes als Gletscherbrand der zarten Bindehaut des Auges, und der Gletscherbrand ist keine Verbrennung, rührt nicht von der größeren Hitze her, sondern ist eine Folge der Einwirkung von ultravioletten Strahlen, jenen chemisch kräftigen Strahlen, die über das Violett hinaus sich ausbreiten, die auf den Bergen noch reichlich vorkommen, während sie in den staubigen Dunst und Dampf der Ebene verschluckt, unschädlich gemacht sind. Hier auf den Höhen können sie mit ihrer ganzen Härte und Schärfe auf den Körper wirken und auf die zarte Bindehaut und merkwürdigerweise nicht oder doch nur sehr wenig auf die Rezhaut des Auges, die doch die nächste dazu wäre, von dem Schaden getroffen zu werden.

Es geht daraus hervor, wie vollkommen die Einrichtung der Linse ist, die ultravioletten, scharfen, ähnen und zerstörenden Strahlen abzufangen. Es geht daraus hervor, daß wir Menschenkinder der Ebene von der Natur dem Leben auf höchsten Bergen nicht angepaßt sind, sodann aber auch, daß wir in der Ebene befallen werden können, wenn wir das Auge nicht durch eine dunkle Brille schützen.

Theaterbesuch. Das Stadttheater wurde im Dezember 1911 insgesamt von 25420 Personen (gegen 25139 Personen im Dezember 1910) besucht. Diese Besucherzahl entfällt auf 80 Abende und 11 Nachmittage (1910: 80 Abende und 9 Nachmittage). Der Durchschnittsbesuch betrug abends 546 Personen (1910: 503 Personen), nachmittags 823 Personen (1910: 916 Personen). Der größte Besuch war am 25. Dezember mit 998 Personen („Hohenfauvel“), der kleinste Besuch am 30. Dezember mit 190 Personen („Lügenbrüder“). — Das Stadthallen-theater wurde im Dezember 1911 an 6 Abenden von 971 Personen besucht, gegen 1688 Personen an 8 Abenden im Dezember 1910.

Stadthallen-Theater. Man schreibt uns: Am Sonntag abend 8 Uhr gelangt auf vielseitiges Verlangen der überaus komische Schwan „Meyer's“ von Friedmann-Frederich zur nochmaligen Aufführung.

Neues Stadttheater. Man schreibt uns: Sonnabend den 13. Januar 1912 sind es 130 Jahre her, daß die Uraufführung von Schillers „Räuber“ an der Mannheimer Hof- und Nationalbühne stattfand. Zur Feier dieses Jubiläums geht Schillers Trauerspiel „Die Räuber“ in neuer Einbindung für kleinen Preisen hier selbst in Szene. Jeder Käufer eines Theaterprogramms erhält gleichzeitig einen Abdruck des Theaterzettels der Uraufführung am Nationaltheater in Mannheim. Dieser Theaterzettel ist äußerst originell abgefaßt. Die heilige Forderung der Hauptrollen besteht aus den Herren Hof, Romack, Brunow, Schweisguth, Schürer, Heine, Heydecker, Baulny und Fr. Wutte. Die Inszenierung liegt in Händen des Herrn Oberregisseurs Braß. Sonntag nachmittags 3 Uhr findet bei ermäßigten Preisen die letzte Aufführung des Weihnachtsmärchens „Prinzessin Herzlieb“ statt. Abends 7 Uhr kommt Richard Strauß' Oper „Der Rosenkavalier“ zur Wiederholung.

Das „Seebad“ Travemünde. Die gesamte bürgerliche Presse versucht, Theodor Schwarz zu unterdrücken, daß er unfähig über Travemünde gerichtet habe. Man nutzt dazu eine in einem Privatgespräch gefallene scherzhafte Bemerkung aus, die jeder verständige Mensch sofort als solche erkennt und die kein anständiger Mensch im politischen Kampf verwerten würde. Genosse Kasch hat gestern in Travemünde sofort der Rage die Schelle umgehängt und dabei festgestellt, daß 1898 bei der Einführung der Kurtag, das Leiborgan Kleins, die „Eisenbahnzeitung“, schrieb:

„Mit einem fast hysterisch zu nennenden Eifer klirren sich Senat und Bürgerschaft auf die Hebung Travemündes als Seebad. Großartige Dammanlagen, Eisenbahnverlängerung bis ans Wasser, Kurtagen usw. sollen die Schären der Sommergäste heranziehen.“

Einem nüchternen Beobachter scheint keiner derjenigen Umstände vorhanden zu sein, auf denen sich die Euphorie eines besuchten Seebades zu berufen pflegt. Es fehlt an Seeluft, an schattigen Spaziergängen, an Wald, an Wellen, ja, man könnte sagen, an Seewasser. Denn bei den im Sommer vorherrschenden Westwinden wird das Wasser zu zwei Dritteln aus Travemünde vertrieben.

Fortschritt und Travemünde — möchte man nicht das Thema einmal anschneiden?

Obesloe. Das Weiße gesucht hat der Kandidat der hiesigen Ortskrankenkasse, Lambrecht, der bis vor einem halben Jahre auch Kirchenrechnungsführer und in mehreren Fällen Konkursverwalter war. Da er in dem Verdacht stand, daß er sich Unregelmäßigkeiten habe zu schulden kommen lassen, so war ihm die Kaution, die eine hiesige Dame für ihn gestellt hatte, gekündigt worden. Gleichzeitig wurde eine außerordentliche Revision der Krankenkasse vorgenommen, und diese ergab, daß eine unordentliche Kassensführung vorlag. Bei den Unstimmigkeiten handelt es sich, soweit bis jetzt festgestellt werden konnte, um rund 2000 Mk. Auch bei der Verwaltung der Kirchenkasse sollen Fehler entdeckt worden sein, die zum Teil Jahre zurückliegen. Lambrecht war auch Agent der Gothaer Feuerversicherungsgesellschaft. Es wird angenommen, daß der Flüchtling sich nach Holland oder Belgien begeben hat. Das hiesige Amtsgericht hat gegen den Flüchtling, der 1875 zu Kottbus geboren, verheiratet und Vater von 8 Kindern ist, einen Steckbrief erlassen.

Obesloe. Eisenbahnunfall. Mittwoch abend um 9¼ Uhr wurde auf dem hiesigen Bahnhof der Zugführer Handreck aus Lübeck, als er die Wagennummern des von ihm geführten Güterzuges notierte, von einem herankommenden Zuge, den er wegen seiner Kurzsichtigkeit nicht bemerkt hatte, überfahren und vollständig zermalmt. Der Kopf und Teile der Leiche lagen zerstreut an der Unfallstätte.

Rageburg. Unfall. Ein Automobil, in dem der nationalliberale Reichstagskandidat Professor Dr. Harris mit mehreren Herren saß, stürzte in der Nähe unserer Stadt, als es einem Hirsch ausweichen wollte, um. Zwei Herren seiner Begleitung wurden besinnungslos fortgetragen, Dr. Harris selbst blieb unverletzt.

Hamburg. Das Streikpostenstehen in der Bürgerschaft. Am Mittwoch, also zwei Tage vor der Reichstagswahl, kam der Scharfmacherantrag der „alten

Fraktion“, also des Wahlrechtsraublocks, in d Hamburger Bürgerschaft zur Debatte. Er lautet:

„Die Bürgerschaft wolle den Senat ersuchen, 1. Bundesrat die in Aussicht gestellten Anträge der königlichen Sächsischen Regierung tunlichst zu unterstützen, die ein besseres Schutzes der Arbeitswilligen durch Ergänzung u Änderung der einschlägigen reichsgesetzlichen Bestimmungen bezwecken, insbesondere auf ein Verbot des Streikpostenstehens hinzuwirken.“

Herr Rudolf Sieverts, Besitzer einer Stuhlrohfabrik in Bergedorf und „Arbeitgeber“ von unzähligen Kulis in Hinterindien, hatte den Antrag zu begründen, was er in einer Weise tat, die die legendären Jesuiten v. Meid plagen lassen würde. Nicht die Beschränkung, sondern die Ermöglichung der „wahren“ Koalitionsfreiheit will er und deswegen soll das Streikpostenstehen verboten werden. Wie er — amerikanisches Gerichtsrecht laut, sei das Vorhandensein von Streikposten den Arbeitswilligen mit Sorge erfüllt und ihn bewegen kann, statt an die Arbeit nach Hause zu gehen. Ihm trat zunächst der liberale Oberlandesgerichtsrat Dr. Möllke entgegen, der darauf hinwies, daß ohne die Befugnis, Streikposten aufzustellen für die Arbeiter die Ausübung des Koalitionsrechtes unmöglich sei. Weiter verwies er auf die möglichen politischen Folgen dieses Vorstoßes der Hamburger Nationalliberalen: nämlich auf die Aussicht, daß in der Stichwahlentscheidung die Sozialdemokraten liberale Kandidaten gegen das Zentrum durchfallen lassen. Unfr Genosse Jaczlow beehrte die Herren über die Geschick des Koalitionsrechtes und zeigte dann, wie heute die Justiz Arbeiter und Unternehmer ungleich behandle, und gegen d letzteren den § 153 leiten oder nie anwende. Für die Arbeitsbedeute das Verbot des Streikpostenstehens praktisch d Ausübung des Koalitionsrechtes. Librigen sei ja schon selb durch die berühmte Handhabung der Straßenordnung de Streikpostenstehen außerordentlich erschwert. Dem Fabrikanten Sieverts sagte Genosse Jaczlow verschiedene selb bittere Wahrheiten; der Scharfmacherhäuptling sah mit hochrotem Kopf da. Weiter schilberte Jaczlow das Treiben d Eingebürderten und warf dann die Frage auf, was geschehe werde, wenn das Recht des Streikpostenstehens und dam das Koalitionsrecht falle; ob die ungenügend bezahlten Arbeiter betteln oder sterben sollten. Eingehend wurd noch das Treiben der Unternehmerverbände geschildert un gezeigt, was ihre Kontrollreue — also die Parallelersehung der Streikposten — sich alles herausnehmen dürften. Nach der wirkungslosen Rede unfreies Genossen gab es zur Abwechslung einen langen Saal des rotkollerbekannten Advokaten Dr. Rudolf Mönckebert. Mittlerweile war es 11¼ Uhr geworden und es trat Beiratung ein — bis nach den Wahlen. Damit dürfte die große Aktion einigermaßen verpufft sein.

Sachburg. Eine lustige Geschichte passierte auf der Insel Neuhoft. Nach einem Ausspruch Jean Pauls he der Mensch dritthalb Minuten zum Leben; eine zur Lächeln, eine zum Seufzen und eine zum Lieben. Die Minuten hat gestern ein nationalliberales Siebengestirn i Neuhoft durchlebt. Als sich der Saal bei 8 Uhr zum Breche füllte, da lächelten unsere Nationalliberalen, denn da versprach ja eine große nationalliberale Versammlung z werden. Als ein sozialdemokratischer Redner sich zur G schäftsordnung zum Wort meldete, da liebten sie ihn denn nun würde die Versammlung sicherlich auch inter essant. Weil aber dem sozialdemokratischen Redner nicht die erwünschte Redezeit gewährt wurde, standen plötzlich all Versammlungsbesucher auf, 200 Mann stark, und begabte sich in einem großen Nebenraum, um eine sozialdemokratische Versammlung abzuhalten. Da saßen die Nationalliberalen alle miteinander, vier Versammlungsbesucher und drei Referenten. Und als sie dann höre mußten, wie in der sozialdemokratischen Versammlung ein Strafgericht über die sündigen Nationalliberalen hereinbrach, wie Bruno Müller-Sachburg die ganze Siebengestirn zum fruchtbareren Gefunzel geworden un schließlich ganz verblüht.

Kiel. Benzin-Explosion auf einer Motor Pinasse. Gestern vormittag, kurz vor 11 Uhr, erfolgte in Werftbassin auf einer Motor-Pinasse vom Banzerkreuze „Wolke“ eine schwere Benzin-Explosion, wodurch das Fahrzeug sofort zum Sinken gebracht wurde. Von der Boote besatzung, die von sofort herbeieilenden Fahrzeugen gerettet wurde, sind schwer verletzt: Maschinenmaat Berger, ihr wurden an einer Hand Finger abgerissen, und Matros Rewalzh, der schwere Armverletzungen erlitt. Beide wurde sofort ins Lazarett an der Feldstraße geschafft. Vier Leute die leichtere Verletzungen davontrugen, konnten an Bord vo „Wolke“ verbleiben.

Schwerin. Das Junkertum in Reinkultu Die mecklenburgische Regierung hatte im letzten Landtag eine Einkommensteuer vorge schlagen, die Einkommen bis 50 Mark (!) hinab ergreifen sollte. Namens der Fitterichal aber verlangte Herr Landrat v. Böhl-Rubow, da auch noch die Einkommen von 200 Mk. ab 2 W Steuern zahlen sollten. Er fügte hinzu: „Das wollen wir aus ethischen Gründen, damit bei den Leuten da Gefühl der Staatszugehörigkeit geweckt werde! Gleich darauf verlangte Landrat v. Malgan-Mol zow, daß die Steuer auf Einkommen über 10000 M unter die Säge aller übrigen Bundesstaaten herab gesetzt werden sollte, weil sonst die Reichen zur Auswanderung gezwungen würden.“ Dabei zahlen die hierbei hauptsächlich in Betracht kommenden Ritter überhaupt kein Abgaben, denn das Doppelte ihrer Abgaben ziehen sie an den Landesklöstern. Sie bekommen also noch darauf gezahlt! Und es sollte wirklich Deutsche geben, die solches Edelmut der Beherrscher Deutschlands nicht zu würdigen wissen?!

Bremen. Die Bürgerschaft hat am Mittwoch d Schaffung eines höheren Lehrerinnen Seminar's beschloffen. Unter Aufsicherung staatlicher Subvention haben die Leiter der beiden hiesigen Privatseminar (Dr. Rippenberg und Dr. Janson) sich bereit erklärt, von 1. April 1912 ab ein höheres Lehrerinnenseminar gemäß de preussischen Bestimmungen in der Weise gemeinsam neu einzurichten, daß Herr Prof. Dr. Rippenberg von Ostern 1911 bis Ostern 1914 jährlich nacheinander die drei wissenschaftlichen Klassen ins Leben treten läßt und Herr Prof. Dr. Janson mit einer für die methodische Ausbildung de Seminaristinnen bestimmten Oberklasse die Organisations dieses privaten höheren Lehrerinnenseminars zum Abschluß bringt. Genosse Holmeier beantragte, indem er unter grundsätzliche Forderung auf Verstaatlichung der höheren Mädchenschulen betonte, Zurückverweisung der Vorlage a die Schuldeputation, um die Frage einer erneuten Prüfung zu unterziehen. Nach stundenlangem Beratung wurden all Anträge auf Vertagung oder Überweisung an eine Kommission abgelehnt, und in der oben geschilderten Weise befahren. Man will eben diese Schulen nicht verstaatlichen sondern sie in Händen privater Unternehmer lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Lömigt. Verleger: J. H. Schmarz. Druck: F. L. Meyer u. Co. Samtlich in Lübeck.

„Komitee- und Kommissionssitzungen“
D. T. V.
 Sonnabend abend 8 1/2 Uhr:
 Vorstandssitzung.

reumbl. **Zwei-Zimm.-Wohn.**
 Mäh. Chafstr. 18. pt. vorne.

Bei der Ortskrankenkasse in Lübeck
 die Stelle des Rechnungs- und
 Legeprüfers zum 1. April d. Jz.
 z. besetzen. Jahresgehalt Mk. 1800.—
 zuzüglich um jährlich Mk. 60.— bis
 zum Höchstbetrage von Mk. 2700.—
 Bewerber, die insbesondere die Be-
 fähigung zur Rezeptprüfung besitzen
 müssen, wollen ihre Bewerbung
 unter Anschluß von Lebenslauf und
 Zeugnissen spätestens bis zum 15.
 Februar d. Jz. bei der Kasse ein-
 reichen.

Lübeck, den 10. Januar 1912.
Die Ortskrankenkasse.

Gesucht **Iran**
 am Reinmachen und zum Putzen
 von Zinn- und Messinggegenständen.
Antiquitäten-Auktionshaus
 Michaelson, Beckendorferstr. 53.

Rehpintscher
 zu verkaufen. Gr. Kiefau 34.

Sonnabend und
Sonntag Ferkel
 sehen
 zum Verkauf.
Krögers Gasthof, Schwartau.

Sonnabend und
Sonntag Ferkel
 billig zum Verkauf
trampiers Gasthof, Schwartau.

Einem Schulknaben ist auf dem
 Wege Betti-Knabenschule, Lurnhalle
 10 zurück eine lange Damen-Uhr-
 ketten abhanden gekommen. Wieder-
 finder erhält 2 Mk. Belohnung in
 r Exped. d. Bl.

Frische Bauern-Butter
 pro Pfd. 1.30 Mk.
 empfiehlt
Th. Storm Nachfl.
 Königstr. 98. Fernspr. 473.

Frische Rest-Bier zu verkaufen
 Vorwerk, Dorfstraße 6.

Die Krankenpflege
 im Hause

als neunzehntes Heft der Arbeiter-
 Gesundheits-Bibliothek ist soeben
 erschienen. Ein unentbehrlicher Rat-
 geber für jede Familie, da über Be-
 handlung der Kranken im allge-
 meinen, Einrichtung der Kranken-
 stube, Hilfeleistung, Lagerung und
 Reinhaltung des Kranken etc. wichtige
 Ratschläge gegeben sind.

Preis 20 Pfg.
 Zu beziehen durch die
Buchhandlung Friedr. Meyer & Co.

E. Boy, König-
 str. 61. F. 1311.
 Marktthall. 46.
 Sonnabend feisch eintreffend:
 Seelachs, Hamburger Schollen,
 Kabeljau, Hamburger Stint, Not-
 barisch, Leugisch, Notzungen.

Heute u. folgende Tage:
 Sternfettes Rindfleisch 65 Pfg.
 Junges Schweinefleisch 70
 Fettes Kalbfleisch 70 u. 80
 Hammelfleisch 60
 Keulen 70
Fritz Möller, Wafenikmauer 86

Prima
junges Fleisch
 vom dicke Flomen,
 sämtliche Würstorten und schöne
 Bratenstücke empfiehlt

Hermann Dose
 Sundestraße 62.

Backobst gemischt . . . Pfd. 50 1/2	Schokolade . . . Pfd. 70 u. 60 1/2
Pflaumen . . . Pfd. 33 u. 40	Kakao . . . 75 u. 95
Ringäpfel . . . Pfd. 55	Gehr. Gerste . . . Pfd. 20
Pflirsche . . . 65	10 Pakete Puddingpulver 45
Aprikosen . . . 90	Meisereibutter . . . Pfd. 143
Brüneln . . . 90	Weißes Schmalz . . . 65
Saure Kirschen . . . 60	Schmalz in Blasen . . . 75
Filderberbeeren . . . 60	Kokosnussbutter . . . 60
Blickbeeren . . . 25	Speck, fett u. mager . . . 80
Felgen . . . Pfd. 24 u. 30	Rauchstücke . . . 85
Hagebutten . . . Pfd. 75	7 Eier . . . 60
Äpfel in Stücken . . . 55	Margarine . Pfd. 60, 70, 75
Gesch. Birnen . . . 50	2 Pfd. Zwiebeln . . . 25
Birnen mit Schale . . . 30	Magdb. Sauerk. 15, 10 Pfd. 120

Eduard Speck, Hürstraße 80 und 82.

Neuen-Welt-Kalender
 für 1912 sind noch einige Exemplare vorrätig.
Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.,
 Johannisstraße 46.

Pa. geräuch. Schweinsbacken ohne Knoch. 65 1/2
 Pa. Schweinefleisch per Pfd. 50 1/2
 Schweinefl. Bratenst. " 65
 junges Rindfleisch " 70
 Kalbfleisch " 60
 Pa. Leberwurst, Hausmacher,
 Pa. geräucherten fetten Speck,
M. Lahrtz, Wöttcherstraße 16.

Möllers billige Fleischquelle
 22 Fünfhausen 22.

Prima Rindfleisch	} 60	Karbonade	} 70
g. Schweinefleisch		Gehacktes	
Prima Kalbfleisch	} Pfd. 80 1/2	Gulasch	} Pfd. 80 1/2
n. Eisbein		Flomen	
Fettes Kalbfleisch . . . Pfd. 80 1/2		Rollfleisch Pfd. 80 1/2	
Schellenbeefsteak . . . Pfd. 100 1/2		Knochen Pfd. 10 1/2	

Betten, Bettfedern
 u. a. **Betten-Artikel**
 kaufen Sie billig und reell bei
Markt Otto Albers Kohlmarkt
 4. **Otto Albers** 10.
 B. kompl. Betten v. 12.50 Mk. an.
 Federn per Pfd. v. 45 Pf. b. 4 Mk.
Rote Lubeca-Marken.

 **Fahrrad- und**
Nähmasch.-Rep.-Werkst.
 Alle Fabrikate werden fachgemäß u.
 billig ausgeführt unter prompter Be-
 dienung. Email, Vernick. bill. u. gut.
Carl Heynert, Lübeck,
 Moisl. Allee 6a. Fernspr. 352.

Hannoversche
Wurst- u. Aufschnittwaren
 93 Königstr. 93.
Pa. Wurstschnitz Pa.
 rein im Geschmack
 Pfund 50 Pfg.,
 bei 10 Pfd. 45 Pfg.

Holsten - Automat
 G. m. b. H. Holstenstr. 14.
 Warme und kalte Speisen.
 Feinste belegte Brötchen 10 Pf.
 Helles und dunkles Bier 10 Pf.
 Fremden und hiesigem Publikum
 bestens empfohlen.
Fr. Brockstedt, Geschäftsführer.

Um

Die Arbeitsgarderoben
 von
Bahr & Umlandt
 — Breite Straße 31 —
 und anerkannt preisw. u. haltbar.
 Zylinderhosen . . 1.40 bis 3.50
 Hosenhosen . . . 2.50 bis 5.50
 Mauerhosen . . . 2.90 bis 7.50
 Den. Cordhosen 4.00 bis 9.50
 Schlofferanzüge 2.80 bis 5.00
 Klapp- u. Bauchhosen in allen
 Qualitäten.
 Trotz der billigen Preise
 rote Lubecamarken.

Winn
Westfäling
 Uhrmacher
 und Juwelier,
 Holstenstraße 32.

„Zur Hansa“
 Fischstraße 21.
 Täglich von 12-3 Uhr.
E. Bürgerl. Mittagsstüb
 an der Marie a. Fernstr. 65 Pfg.
 Abonnement: Ermäßigung.
 Abendkammer von 6 Uhr an
 50 und 50 Pfa.

Consumverein
 r Lübeck und Umgegend.
 e. G. m. b. H.

Wahlversammlung
 die Mitglieder der Wahlen-
 abgabestelle
Eutin
 Sonntag, d. 14. Januar
 nachmittags 4 Uhr
 Gasthof „Stadt Altona“.
 Tages-Ordnung:
 Geschäftsberichte.
 Auslösung und Wahl eines aus-
 scheidenden Geschäftsleiters-
 Mitglieds.
 Geschäftsberichte.
 Am nachmittags Erscheinen der
 Mitglieder und deren Ehefrauen
 Der Vorstand.

SALEM ALKUM
SALEM GOLD
 (Goldmundstück)
 Cigaretten
 Etwas für Sie!
 Preis 3 1/2 4 5
 3 1/2 4 5 Pfg.
 Luxusqualitäten 6 8 10 Pfg. d. St.
 Echt mit Filter
Orient-Tabak- u. Cigaretten-Fabrik
 Yenidze, Joh. Hugo-Zier, Dresden

Käse-Lager Schlumacherstr. 12. Verkauf auf der Diele.
 Große Rollen Tilsiter Fettkäse Pfund 20 bis 30 Pfg.

Hansa-Theater
 Sonntag, den 14. Januar, abends 8 1/2 Uhr:
 Letzte Sonntagsvorstellung.
Die weiße Sklavin
 Original-Sensation mit Gesang und Tanz
 und die hervorragenden
Spezialitäten.
 Sonntag nachm. 4 Uhr:
Große Fremden- u. Volksvorstellung
 zu kleinen Preisen.

Verband der Brauerei- und Mühlenarbeiter.
 Zahlstelle Lübeck.

General-Versammlung
 am Sonntag, dem 14. Januar
 nachmittags 3 Uhr
 im „Gewerkschaftshaus“
 Johannisstraße 50-52.
 Tagesordnung:
 1. Abrechnung von 4. Quartal.
 2. Der Streit auf der Grönmühle.
 3. Jahresbericht.
 4. Neuwahl des gesamten Vor-
 standes.
 5. Verschiedenes.
 Vollständiges Erscheinen ist drin-
 gend notwendig.
 Der Vorstand.

Zentral-Verband der Schmiede.
 Die Mitglieder-Versammlung
 am Sonnabend, dem 13. Januar
 fällt umständehalber aus.
 Der Vorstand.

Hansa-Theater
 8 1/2 Uhr:
Die weiße Sklavin
 Die Illiputaner Eberts.
 Der Humorist Blaser.
 Die Soubrette Waldow
 etc. etc.

Turnverein Eichenkranz
 Schwartau-
 Rensefeld

Maskenball
 am Sonntag, d. 14. Januar
 im Lokale des Herrn
Piquardt, Hotel Kronprinz.
 Anfang 7 Uhr.
 Maskenzug 8 Uhr. Demaskierung
 10 Uhr. Ende 3 Uhr.
 Hierzu ladet freundlichst ein
Das Komitee.

Neues Stadttheater.
 Sonnabend, 13. Januar. 7 1/2 Uhr.
 Voll-Ab. 99. Außer Sonnab.-Ab.
Bei kleinen Preisen!
 Zur Feier des 130jähr. Jubiläums
 der Aufführung an der Mann-
 heimer National-Bühne.
 Neu einstudiert!

Die Räuber.
 Trauerspiel von Friedr. v. Schiller.
 Jeder Käufer eines Theater-
 Programms erhält gleichzeitig
 einen Abdruck des Theaterzettels
 der Aufführung v. 130 Jahren.)
 Sonntag, 14. Jan. Nachm. 3 Uhr.
Bei ermäßigten Preisen.
 Zum letzten Male!

Prinzessin Herzlieb
 Weihnachtsmärchen v. Gruppe-Börcher
 Sonntag, 14. Januar. Abds. 7 Uhr.
 Voll-Abonnement 100.

Der Rosenkavalier.
 Oper von Rich. Strauß.
 Montag, 15. Januar. 7 1/2 Uhr.
 Voll-Ab. 101. Montag-Ab. 16.
 Neu einstudiert.

Anatol-Zyklus.
 4 Szenen von Artur Schnitzer.
Stadthallen-Theater.
 Sonntag, 14. Januar. 8 Uhr.
 Auf vielseitiges Verlangen!
Meyers.
 Schwank von Friedmann-Fredertich.
 Vorverkauf täglich in den bekannten
 Stellen bei Nagel, Markt 14, und
 Roß, Kohlmarkt 13.

Das Wahlbureau

der sozialdemokratischen Partei für den Wahlkreis Lübeck

Johannisstraße 50, Telephon 2443,
ist werktätlich ununterbrochen von 8 Uhr
morgens bis 10 Uhr abends geöffnet.
Sonn- und Feiertags
vormittags von 9 bis 1 Uhr.

Schule und Kirche.

Allgemeine unentgeltliche Volksschule als Grundlage des gesamten Bildungswesens (Einheitschule). Unentgeltlichkeit der Lernmittel. Freiheit für Kunst und Wissenschaft.

Volle Religionsfreiheit. Trennung der Kirche vom Staat und der Schule von der Kirche. Keinerlei Unterstüßungen aus öffentlichen Mitteln für kirchliche Zwecke.

Wahlaufruf der sozialdemokr. Partei 1912.

Schule und Kirche sind neben dem Militär heute die bedeutendsten staatlichen Erziehungsorganen in der Hand der besitzenden Klassen. Das Schulwesen ist heute gemäß der Klassenscheidung der bürgerlichen Gesellschaft in Schulen verschiedener Art geteilt, je nachdem sie von den Kindern der besitzenden oder der besitzlosen Klassen besucht werden. Die Volksschulen sind nicht für die Kinder des Volkes, sondern nur für die Kinder des „gemeinen“ Volkes, der Armen, die höheren Schulen mit ihrem Überbau, den Hochschulen, für die Kinder der Reichen.

Man beschuldigt ja gern die Sozialdemokratie der Erzeugung der Klassenscheidung. Auch im Wahlkampf wurde uns oft genug dieser gedankenlose Vorwurf gemacht. Welche Gedankenverwirrung und welcher Schwindel der Beschöniger der kapitalistischen Weltordnung, die schon die harmlosen Kinder der Gesellschaftsmitglieder nach dem Kapitalbesitz von einander absondert!

Die Schulen, die für das gewöhnliche Volk bestimmt sind, vermitteln den Kindern nicht das möglichst größte Maß von Wissen, sondern eine ganz beschränkte Menge davon. Die Volksschulkinder erhalten nur so viel Wissen, wie nötig ist, um aus ihnen intelligente Lohnarbeiter und Soldaten herzustellen. Wiederholt haben wir in den Parlamenten in Preußen und Bayern usw. hören können, daß von bürgerlichen Vertretern ein Übermaß an Wissen für die Volksschüler verurteilt worden ist. Der konservative Junker von v. Helldorf hat einmal im preussischen Herrenhause gesagt: „Ich will den Bauer nicht zum Rechnen bringen; denn dann ist der Bauer verdorben. Er soll den Pflug führen und hinter den Pferden hergehen und nicht Rechnung führen.“ Diesem Junkertum ist der dümmste Bauer allein der ihnen

bequemte Ausbeutungsgegenstand, und daher sind sie die ärgsten Feinde der Volksbildung. Hand in Hand geht mit ihnen der Klerikalismus. Der Zentrumsabgeordnete Reichensperger hat einmal im preussischen Landtage gesagt:

„Ich trage gar keine Bedenken, meine Überzeugung dahin auszusprechen, daß allgemein für alle Volksschulen als obligatorische Lehrgegenstände nur hingestellt werden können gründlicher Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen, damit diese Materien ganz von dem Zöglinge aufgenommen werden. Ich fordere non multa, sed multum. Nun sagt der § 5 der Vorlage, daß als allgemeine obligatorische, für alle Volksschulen geltende Lehrgegenstände dienen sollen vaterländische Geschichte, Geographie, Naturkunde, Zeichnen! Nun, meine Herren, das sind alles recht schöne Dinge, aber sie sind meiner Überzeugung nach nicht bloß ein überflüssiger, falscher Luxus, sondern sie tragen die allergrößten Gefahren für die Gesamtheit, für den Staat in ihrem Schoße. Ich frage ganz einfach, ob denn junge Leute, die bis zum vollendeten vierzehnten und fünfzehnten Lebensjahre mit allen diesen schönen Dingen traktiert worden sind, mit Zufriedenheit und innerer Befriedigung in die ihnen allein geöffneten Lebenswege eintreten können? als Arbeiter oder Stallknecht, als Ziegler oder Gänsehirt, als Lehrling und Fabrikarbeiter. Ich frage, meine Herren, ob diese jungen Leute mit Befriedigung, ja ohne Scham und Wut in solche Stellung eintreten und ob sie sich nicht für viel zu gebildet und zu gut erachten, derartige Obliegenheiten auf sich zu nehmen!“

Gegen das „Übermaß“ von Bildung ziehen die klerikalen Führer und deren Presse bis auf den heutigen Tag zu Felde, alle aus der Überzeugung heraus, daß sich ein Volk, das unwissend ist, um so leichter von Regierung, den herrschenden Klassen und der Pfaffenchaft gänzlich läßt. Die Ergebnisse einer solchen Schulpflege sind natürlich überaus traurig. Dafür ist die Zahl der Analphabeten nicht so beweiskräftig, als die freilich nicht feststellbare große Zahl derjenigen Leute aus dem Volke, die trotz Schule nicht imstande sind, weder richtig ihre deutsche Muttersprache zu sprechen, noch gar erst zu schreiben.

Die Schulen, die den Kindern der besitzenden Klasse vorbehalten und durch hohe Schulgelber vor dem Einbruch der besitzlosen Klasse gesichert sind, vermitteln den besitzenden Zöglingen das beste Wissen und alle Kenntnisse, die die Gegenwart bietet. Hier läßt es sich das Bürgerturn etwas kosten; denn es kommt ja seinen eigenen Kindern zugute. Die öffentlichen Zuschüsse, die diesen Schulen gewährt werden, übersteigen bei weitem diejenigen für die Volksschulen.

Gibt es etwas Empörenderes im Klassenstaate als diese schreiend ungerechte Behandlung der Besitzlosen?

Für die allgemeine Kultur ist sie von unendlichem, gar nicht abzumessendem Nachteil, weil die Menge der in der Volksmasse befindlichen Talente, in das Prokrustesbett der Volksschule gezwängt, verkümmern und umkommen, ohne der Allgemeinheit der Gesellschaft den Nutzen stiften zu können, der ihre Ausbildung bringen müßte. Wer weiß, bis zu welchem Punkte unserer Kultur-entwicklung wie heute schon geeilt wären, wenn diese unzähligen Begabungen eine rechte Pflege erhalten hätten

und nicht der öden Gleichmacherei der Volksschule, aus der es in der kapitalistischen Gesellschaft für die Besitzlosen kein Entrinnen gibt, verfallen gewesen wären.

Das sozialdemokratische Wahlprogramm fordert demgegenüber

eine allgemeine Volksschule als Grundlage des gesamten Bildungswesens, deren Besuch und Lernmittel unentgeltlich

sein sollen. Die Nutznießerin der größtmöglichen allgemein verbreiteten Bildung ist die Allgemeinheit. Es ist also nicht mehr als recht und billig, wenn diese Allgemeinheit für die Kosten dieser Bildung aufkommt. Diese Unentgeltlichkeit der Schule und der Lernmittel gemäß die beste Möglichkeit, daß die Kinder der Besitzlosen an allen Bildungsgelegenheiten der Schule teilnehmen.

Die Einrichtung einer allgemeinen Einheitschule, die alle Kinder besuchen müssen, von denen die Kinder der Reichen nicht ausgeschlossen werden dürfen, wird dazu führen, daß der Lernstoff der Volksschule von Grund aus umgestaltet wird. Denn es ist sicher, daß sich die besitzenden Klassen nicht lange mit dem dürftigen Lernstoffe der heutigen Volksschule begnügen werden. Er besteht ja bekanntlich im wesentlichen aus Religion, Religion, Religion und den sogenannten Elementarfächern. Die Naturwissenschaft, die doch die Grundlage unserer modernen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung ist, lernen die Volksschüler nur in einer verfallenen Form kennen. Eine allgemeine Volksschule, die den Unterbau für alle übrigen Schulen bietet, muß eine ganz andere Anordnung und Art des Lehrstoffes bringen, zumal ja die besitzende Klasse vermittels ihrer Kinder in Mitleidenschaft gezogen wird.

Ein früherer Lustzug kann unsere Schule aber erst dann gründlich auslüften, wenn sie den Händen der Geistlichkeit entrunden ist. Der klerikale Geist aller Gestalt beeinträchtigt die freie Entwicklung unserer Schule zu einer modernen Unterrichtsanstalt und macht aus ihr eine Anstalt zur Verdumpfung der jungen Geister. Er hält jede Spur eines modernen Hauches von der Schule ab und bildet eine Vorstufe für den Bevormundungsgeist der Kirche, der im späteren Leben alle Verhältnisse aufs ungünstigste beeinflusst. Man ist kein Feind der Kirche, wenn man ihre Trennung von der Schule verlangt. Selbst Kirchenmänner aus allen Konfessionen haben sich zu dieser Forderung bekannt, die die Kirche nur insoweit in Verbindung mit der Schule beläßt, als es zu der von den Eltern gewünschten kirchlich-religiösen Unterweisung der Kinder vonnöten ist. Die Befreiung der geistlichen Schulaufsicht wurde die Verfügung über die Schule in die Hände derjenigen legen, die durch Vorbildung und Beruf dazu bestimmt sind.

Doch nicht alles ist getan, wenn es gelungen ist, den Druck der Kirche von der Schule zu nehmen. Noch immer befindet sich dann die Wissenschaft und mit ihr die Kunst in einem unwürdigen Abhängigkeitsverhältnis vom Staate selbst. Beiden muß die vollste Freiheit für ihre Entfaltung gewährleistet werden. Die Kunst muß von den drückenden Fesseln der Polizei gelöst werden. Sie soll nur einer Richter unterstellt sein: dem guten Geschmack, der in den freien Schulen des Volkes eine bessere Ausbildung als jetzt erhalten soll. Die Wissenschaft darf nicht mehr gezwungen werden, den herrschenden Klassen Magddienste zu leisten. Ihre Träger sollen nach ihrer Überzeugung alles lehren dürfen und nicht verjemt wer-

Mozart auf der Reise nach Prag.

Erzählung von Eduard Mörike.

(10. Fortsetzung.)

Mozart sah und hörte auf einem Bänkehen bei der Regelhahn diesem allem mit Vergnügen zu. So sehr ihm auch die gute, verständige Betragen des Mädchens, die Ruhe und der Ernst in ihren ansprechenden Zügen gefiel, noch mehr interessierte ihn jetzt der Bauer, welcher ihm, nachdem er ganz friedig abgezogen, noch viel zu denken gab. Er hatte sich vollkommen in den Mann hineinversetzt, gefühlt, wie wichtig die geringe Angelegenheit von ihm behandelt, wie ängstlich und gewissenhaft die Preise, bei einem Unterschied von wenig Kreuzern, hin und her erwogen wurden. „Und“, dachte er, „wenn nun der Mann zu seinem Weibe heimkommt, ihr seinen Handel räumt, die Kinder alle passen, bis der Zwerchfall aufgeht, darin auch was für sie sein mag; sie aber eilt, ihm einen Embiß und einen frischen Trunk selbstgekelterten Obstmosts zu holen, darauf er seinen ganzen Appetit verspart hat! Wer auch so glücklich wäre, so unabhängig von den Menschen! ganz nur auf die Natur gestellt und ihren Segen, wie sauer auch dieser erworben sein will! Ist aber mit meiner Kunst ein anderes Tagewerk anbefohlen, das ich am Ende doch mit keinem in der Welt vertauschen würde: warum muß ich dabei in Verhältnissen leben, die das gerade Widerpiel von solch ungeschuldiger, einfacher Existenz ausmachen? Ein Gütehen, wenn du hättest, ein kleines Haus bei einem Dorfe in schöner Gegend, du solltest wahrlich neu aufleben! Den Morgen über fleißig bei deinen Partituren, die ganze übrige Zeit bei der Familie; Bäume pflanzen, deinen Acker besuchen, im Herbst mit den Kühen die Äpfel und die Birnen herunterrun; bisweilen eine Reise in die Stadt zu einer Aufführung und sonst von Zeit zu Zeit ein Freund oder mehrere bei dir — wozu eine Seligkeit! Nun ja, wer weiß, was noch geschieht!“

Er trat vor den Laden, sprach freundlich mit dem Mädchen und fing an, ihren Kram genauer zu betrachten. Bei der unmittelbaren Verwandtschaft, welche die meisten dieser Dinge zu jenem idyllischen Anflug hatten, zog ihn die Sauberkeit, das Gelbe, Glatte, selbst der Geruch der mancherlei Holzarbeiten an. Es fiel ihm plötzlich ein, verschiedenes für seine Frau, was ihr nach seiner Meinung angenehm und nutzbar wäre, auszuwählen. Sein Augenmerk ging zuvörderst auf Gartenwerkzeug. Konstanze hatte nämlich vor Jahr und Tag auf seinen Antrieb ein Stückchen Land vor dem Käntner Tore gepachtet und etwas Gemüse darauf gebaut, daher

ihm jetzt fürs erste ein neuer großer Rechen, ein kleiner dito samt Spaten ganz zweckmäßig schienen. Dann weiteres anlangend, so machte es seinen ökonomischen Begriffen alle Ehre, daß er einem ihm sehr appetitlich anlockenden Butterfäß nach kurzer Überlegung, wiewohl ungern, entlagte, dagegen ihm ein hohes, mit Deckel und schön geschliffenem Fenster versehenes Geschirz zu unmaßgeblichem Gebrauche einleuchtete. Es war aus schmalen Stäben von zweierlei Holz, abwechselnd hell und dunkel, zusammengesetzt, unten weiter als oben und innen trefflich ausgegipelt. Entschieden für die Küche empfahl sich eine schöne Auswahl Küchenschüssel, Wellhölzer, Schneidbretter und Zeller von allen Größen sowie ein Salzbehälter einfacher Konstruktion zum Aufhängen.

Zuletzt besah er sich noch einen berben Stock, dessen Handhabe mit Leder und runden Messingnägeln gehörig beschlagen war. Da der sonderbare Kunde auch hier in einiger Verjuchung schien, bemerkte die Verkäuferin mit Lächeln, das sei ja kein Tragen für Herren. „Du hast recht, mein Kind“, versetzte er. „Mir reicht, die Metzger auf der Reise haben solche; weg damit! ich will ihn nicht.“ Das übrige hingegen alles, was wir da ausgelesen haben, bringt du mir heute oder morgen ins Haus.“ Dabei nannte er seinen Namen und die Straße. Er ging hierauf, um auszutrinken, an seinen Tisch, wo von den dreien nur noch einer, ein Klempnermeister, saß.

Die Kellnerin hat heut mal einen guten Tag!“ bemerkte der Mann. „Ihr Wetter läßt ihr vom Erbs im Laden an Gulden einen Bagen.“

Mozart freute sich nun seines Einkaufs doppelt; gleich aber sollte seine Teilnahme an der Person noch größer werden. Denn als sie wieder in die Nähe kam, rief ihr derselbe Bürger zu: „Wie steht's, Kreszenz? Was macht der Schlosser? Seit er nicht bald sein eigen Eisen?“

„O was!“ erwiderte sie im Weitergehen, „selbiges Eisen, schäg' ich wächst noch im Berg zuhinterst.“

„Es ist ein guter Tropf“, sagte der Klempner. „Sie hat lange ihrem Stiefvater hausgehalten und ihn in der Krankheit verpflegt, und da er tot war, kam es heraus, daß er ihr Eigenes aufgezehrt hatte; seither dient sie da ihrem Verwandten, ist alles und alles im Geschäft, in der Wirtschaft und bei den Kindern. Sie hat mit einem braven Gefellen Bekanntschaft und würde ihn je eher, je lieber heiraten; das aber hat so seine Gaten.“

„Was für? Er ist wohl ohne Vermögen?“

Sie eriparten sich beide etwas, doch langt es nicht gar. Jetzt kommt mit nächstem drinnen ein halber Hausteil samt Werkzeu in Gant; dem Seiler wäre es ein leichtes, ihnen vorzuschreiben, was noch zum Kaufschilling fehlt; allein er

läßt die Dirne natürlich nicht gern fahren. Er hat gute Freunde im Rate und bei der Junst; da findet der Geselle nun allenthalben Schwierigkeiten.“

„Verflucht!“ fuhr Mozart auf, so daß der andere erschraf und sich umfah, ob man nicht horche. „Und da ist niemand, der ein Wort nach dem Rechte dreinspricht? den Herren eine Faust vorhelt? Die Schufte, die! Wart' nur, man kriegt euch noch beim Wiesel!“

Der Klempner sah wie auf Kohlen. Er suchte das Gesagte auf eine ungeschickte Art zu mildern, beinahe nahm er es völlig zurück. Doch Mozart hörte ihn nicht an. „Schämt euch, wie Ihr nun schwacht! So macht es ihr Lumpen allemal, sobald es gilt, mir etwas einzulieken.“ — Und hiermit kehrte er dem Gassenfuß ohne Abschied den Rücken. Der Kellnerin, die alle Hände voll zu tun hatte mit neuen Gästen, raunte er nur im Vorbeigehen zu: „Komme morgen beizzeiten, grüße mir deinen Liebsten! Ich hoffe, daß eure Sache gut geht.“ Sie stuchte nur und hatte weder Zeit noch Fassung ihm zu danken.

Geschwinder als gewöhnlich, weil der Austritt ihm das Blut etwas in Wallung brachte, ging er vorerst denselben Weg, den er gekommen, bis ans Glacis, auf welchem er dann langamer mit einem Umweg im weiten Halbfreis um die Wälle wandelte. Ganz mit der Angelegenheit des armen Liebespaars beschäftigt, durchlief er in Gedanken eine Reihe seiner Bekannten und Gönner, die auf die eine oder andere Weise in diesem Falle etwas vermochten. Da indessen, bevor er sich irgend zu einem Schritte bestimmte, noch nähere Erklärungen von seiten des Mädchens erforderlich waren, beschloß er, diese ruhig abzuwarten, und war nunmehr, mit Herz und Sinn den Füßen vorausseilend, bei seiner Frau zu Hause.

Mit innerer Gewißheit zählte er auf einen freundlichen, ja fröhlichen Willkommen, Kuß und Umarmung schon auf der Schwelle, und Sehnsucht verdoppelte seine Schritte beim Eintritt in das Käntner Tor. Nicht weit davon ruft ihn der Postträger an, der ihm ein kleines, doch gewichtiges Paket übergibt, worauf er eine ehrliche und akkurate Hand augenblicklich erkennt. Er tritt mit dem Boten, um ihn zu quittieren, in den nächsten Kaufladen; dann, wieder auf die Straße, kann er sich nicht bis in sein Haus gedulden; er reißt die Siegel auf: halb gehend, halb stehend, verschlingt er den Brief.

„Ich sah“, fuhr Madame Mozart hier in der Erzählung bei den Damen fort, „am Nächtlich, hörte meinen Mann die Stiege heraufkommen und den Bedienten nach mir fragen. Sein Tritt und seine Stimme kam mir beherzter, aufgeräumter vor, als ich erwartete, und als mit wahrhaftig angeneh-

den, wenn sie Lehren predigen, die den herrschenden Klassen nicht genehm sind.

Die Forderung der Trennung von Kirche und Schule hängt eng mit der Forderung der Trennung von Staat und Kirche zusammen. Die Schule bildet ein Herrschaftsgebiet der Kirche. Aber auch ohne Schule ist die Kirche in Deutschland durch ihr Gegenseitigkeitsverhältnis mit dem Staate eine bedeutende Herrschaftsgröße. Der Staat bedient sich der Kirche als Zügel für den Vortell der herrschenden Klassen. Als Entgelt dafür sind der Kirche Vorrechte eingeräumt, die ihre Herrschaftstellung sichern. Im Namen des Christentums, so verkünden die Pfaffen der Kirche, soll das Volk der Obrigkeit untertan sein. Christlich handelt der Staat, so wollen sie dem Volke einreden, wenn er dem Streben der Arbeiterklasse, aus dem Rechtsverhältnis gegen die Kapitalisten herauszukommen, Hindernisse in Gestalt von Ausnahmegeretzen, Polizeischikanen, Marschierungsgewehren usw. in den Weg legt; denn: „Wer Recht ist, soll Recht bleiben!“ Im Namen Christi segnet die Geistlichkeit aller Kirchen die Waffen ein, mit denen die Völker einander auf Befehl ihrer Regierung ad majorem gloriam (zum höheren Ruhme) des Mammons zerfleischen sollen. Zum Lohne dafür stehen die Kirchen und deren Lehren unter dem besonderen Schutze des Staates. Der Gotteslästerungsparagraph, die scharfen Bestrafungen der Pfarrerbeleidigungen, die Befolgung der Geistlichkeit aus dem allgemeinen Staatslächel sind Gegenseitigkeiten der herrschenden Klassen dafür, daß die Kirche die Massen in feilischer Zucht meistert, daß sie ihren Anhängern den Haß gegen Freiheit und Wissenschaft einimpft, daß sie die Massen künstlich in der Macht der Finsternis hält. Die Kirche als Einrichtung zur Pflege des Gottesglaubens soll unangetastet bleiben. Aber die Macht der Kirche als politischen Werkzeugs muß zerbrochen werden, wenn die Bahn frei werden soll für eine Entwicklung, die völlig ungehindert vorwärts schreiten kann ohne den Druck einer Priesterkaste, deren Anmaßung und Aberglaub, vom Staate begünstigt, sich einmischt in die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Beziehungen der Menschen nicht mit reinen religiös-sittlichen Absichten, sondern mit dem Zwecke, sich dieser Beziehungen zur Festigung ihrer Herrschaft zu bedienen, sie zu beherrschen. Die Kirche muß auf ihr eigenes Gebiet beschränkt werden; sie soll weiter nichts bleiben als eine Organisation Gleichgläubiger, unterhalten von diesen, nicht aus den öffentlichen Mitteln. Jede Art des Glaubens mag die Freiheit der Organisation genießen. Kein Mensch soll um seines Glaubens willen eine Zurücksetzung in irgend einer Beziehung erfahren.

Haben sich diese Forderungen der sozialdemokratischen Wahlaufrufes erst durchgesetzt — es sind wiederum keine eigenen sozialdemokratischen, sondern alle, von den Liberalen im Stiche gelassene —, so ist ein mächtiger Schritt in der Befreiung unserer Lebensbeziehungen getan. Unter allen Parteien hat die Sozialdemokratie allein bewiesen, daß sie jederzeit und an jedem Ort zu diesen Forderungen steht. Ob sie für die Aufhebung des Jesuitengebietes gestimmt hat, um den Katholiken volle Religionsfreiheit, die ihnen die kurzfristige Politik eines Bismarcks geraubt hat, wiederzugeben, ob sie sich mit aller Entschiedenheit für die Entkirchlichung der Schule und des Staates einsetzt, wenn sie die Einrichtung von Schulforschulen als Schritt dazu befürwortet, ob sie die Übergriffe von Kirchenpriestern wie in der Frage der Feuerbestattung mit Energie bekämpft, überall ist sie der zuverlässigste Anwalt der Volksinteressen.

Die Junker gegen die Demokratie und das Wahlrecht.

Der Vorsitzende des Bundes der Landwirte, Frhr. v. Wangenheim, erklärte auf der Provinzialversammlung in Breslau: „Sehr richtig habe einst der Abgeordnete v. Oldenburg bemerkt, die Süddeutschen könnten sich nur deswegen den Luxus ihrer demokratischen Tendenzen erlauben, weil das starke, nicht demokratische Preußen im Falle der Gefahr die Throne ihrer Fürsten mit Bajonetten schützen könnte. Es gebe eine

äußerste Grenze in der Demokratisierung eines Staates, über die man nicht hinausgehen dürfe, und an dieser Grenze sind wir haarfarr angeknallt. Daß süddeutsche Staaten die Sozialdemokratie für regierungsfähig hielten, sei im höchsten Sinne bedenklich und widersinnig. (Lebhafter Beifall.)

Prinz Ludwig von Bayern pries im Januar 1906 in der Wahlrechtskommission der bayerischen Kammer der Reichsräte das demokratische Wahlrecht als einen Segen für Land und Volk. Er sagte:

„Man dürfe sich glücklich schätzen, daß für den deutschen Reichstag ein Wahlrecht besteht, mit dem der größte Teil der Bevölkerung zufrieden sei. Man solle nur das Ausland ansehen und insbesondere diejenigen Staaten, in denen verknüpfte Wahlssysteme bestünden, die dem Gerechtigkeitsgefühl der großen Masse der Bevölkerung widersprächen. Ob diese Wahlssysteme noch lange fortbestehen dürften, möchte er bezweifeln. Es sei leicht möglich, daß sie durch radikale Systeme ersetzt würden. Die Wahlen gäben seiner Meinung nach ein getreues Bild von der Gestattung der gesamten Bevölkerung, wenn sie ein gleiches, allgemeines, direktes und geheimes Wahlrecht besäße.“

Hören sich die megerwerbenden Worte der Junker über die demokratischen Tendenzen in Süddeutschland gegenüber dieser Rede eines süddeutschen Fürsten, der noch etwas Verständnis für die Interessen des Volkes gewonnen hat, nicht wie eine Verhöhnung an? Tut nichts. Auch Fürsten gehören bei den Junkern auf den Scheiterhaufen, wenn sie Volkswohl über Junkerwohl stellen.

Derselben Unverschämtheit entspricht ja auch der Haß der Junker gegen das Reichstagswahlrecht. Wie sagte doch der Tannschauer am 29. Januar 1909 im Reichstage:

„Der König von Preußen und der deutsche Kaiser muß jeden Moment instande sein, zu einem Leutnant zu sagen: Nehmen Sie zehn Mann und schließen Sie den Reichstag!“

Und Graf v. Mirbach führte am 11. Mai 1904 im preussischen Herrenhause aus:

„Wie kann man dagegen eine wirksame Remedur eintreten lassen? Wesentlich doch nur durch eine Reform des Reichstagswahlrechts. Segen wir an die Stelle des Reichstagswahlrechts das Wahlrecht für den preussischen Landtag, so wäre damit zweifellos eine gründliche Abhilfe geschaffen. Dann würden die wichtigsten Aufgaben, die wir im Reiche zu lösen wünschen, längst gelöst sein.“

So wie die beiden Musterknaben der Junker denken die anderen alle.

Der Raubkrieg.

Aus Tripolis liegt nichts Neues vor. Die bulgarischen Banden sind wieder an der Arbeit. Wie die „Neue Freie Presse“ aus Uesküb meldet, war eine starke bulgarische Bande drei Bomben in eine Versammlung der Einwohner von Bilkowa, während sie eine Loyalitätskundgebung für die Türkei veranstalteten. 13 Personen wurden getötet, 22 verwundet. Sechs der Täter wurden verhaftet.

Die Republik China.

Die „Times“ meldet aus Peking vom 10. d. M.: Es wird ein Druck ausgeübt, den Thron zur Abdankung zu veranlassen. Prinz Tsching und andere Prinzen befürworten diesen Plan. Die Abdankung ist bald zu erwarten.

Suanhschikai hat gegen die Erwählung Wutingjungs zum Präsidenten des Kabinetts und gegen die Verlegung des Waffenstillstandes protestiert. — Die Ausständischen in den Provinzen Anhui, Schansi und Schensi vereinigten sich in einer Gesamtstärke von 5000 Mann und zogen sich südwärts nach Honan zurück.

Nach einem Telegramm des „New York Herald“ aus Peking wird in dortigen bestinformierten Kreisen

die Abdankung der Mandschus als möglich betrachtet. Von den revolutionären Führern wurden Vorschläge unterbreitet, die bestimmt sind, die Würde und den Besitz des Kaisers zu wahren. Er soll als Verbender, in China residierender Fürst behandelt werden, seine Residenz sich in Jehol oder im Sommerpalast befinden. Die Prinzen behalten ebenfalls ihren Titel und Besitz. Mandschus, Mongolen, Mohammedaner, Tibetaner und Chinesen sollen vollkommen gleich behandelt werden. Mit diesen Vorschlägen haben sich die Angehörigen des kaiserlichen Clans einverstanden erklärt. Aus Tokio meldet der „New York Herald“, daß Japan zuerst England einlud, mit ihm zusammen einen Druck auf die Revolutionäre auszuüben, damit sie die Errichtung eines monarchischen Regimes annähmen. England weigerte sich, an irgendeiner Einmischung teilzunehmen, die über die Erteilung freundschaftlichen Rates hinausginge. Suanhschikai erklärte in einer Unterredung dem Vertreter des „Daily Telegraph“, die chinesische Regierung würde die Bewilligung einer Anleihe durch das Ausland an die Revolutionäre als Neutralitätsbruch betrachten. Die Verhandlungen über die Mongolei, meldet das Blatt weiter, seien in höchst bedenklichem Zustand. Die öffentlich aufgestellte Behauptung Robert Sultons, des ehemaligen Oberrichters in Bengalen, daß England in Tibet vorgehen zeige, daß Rußland nun in der Mongolei milite, und so verdrängen die Außenbesitzungen Chinas. Die gegenwärtige Lage in China bedeute Spaltung des Reiches in zwei Hälften mit endlosem Krieg. Nach Informationen in London kann hinzugefügt werden, daß Rußlands Vorgehen in der Mongolei zu Kompensationsforderungen Englands in Tibet und Sapan in der Mandchurei führen dürfte.

Republik China — es werden nicht wenige eine Fareeinen Widerspruch in sich selbst aus diesem Titel herauslesen. Wie sollte sich das Land des „Sohnes des Himmels“ mit seiner seit Jahrtausenden erstarrten geistigen und sozialen Kultur in staatlichen Formen bewegen können, die in Europa selbst das Ergebnis einer sehr späten Entwicklung sind? Darauf wäre zu antworten, daß die Republik auf den verschiedensten Stellen im Stufenzug der Menschheit erscheint und die Demokratie weit älter ist als alle Kultur. Will man aber hiergegen einwenden, die primitive Republik sei die Regierungsform begrenzter Gebiete gewesen und habe überall beim Übergang zu umfassender Raumbherrschaft der einigenden Macht der Monarchie Raum gemacht, bis im Laufe der sozialen Entfaltungen das repräsentative System auch eine demokratische Beherrschung großer Räume ermöglichte: so hat diese Auffassung ihre begrenzte Richtigkeit doch nur innerhalb des europäischen Kulturkreises. China ist ganz eigenartige Wege gewandelt, seine unermesslichen Volksmassen leben tatsächlich in einer Gleichheit, über der sich wohl die Hierarchie des Mandarientums mit dem krönenden Gipfel der Monarchie erhob, aber kein erblicher Adel, keine feudale Verfassung und Günstlingspolitik, keine im Volk empfinden eingewurzelte herrschende Familie. Die Daimios der Japaner, ihre Samurais sind bühliche Gegenbilder unserer Feudalherren und Ritter, auch darin, daß die Rittermoral der Tapferkeit und Ehre der Volksgesamtheit zur Mitsigt geworden ist. Der Japaner war durch seine Geschichte vorbereitet auf dem Felde der Waffen zu glänzen. Sein Kaiserthum aber, mugeboren mit dem Volke, mit seinem Ursprung in der grauen Vorzeit verankert, erscheint fast wie das verehrte Symbol der nationalen Geschichte. Nichts davon in China. Hier herrschte bisher eine Gelehrtenkaste, die sich demokratisch ergänzte wieder katholische Klerus und an den Staffeln der Prüfungen und der Protektion emporsteigt. Hier regierte eine mit orientalischem verhältnismäßig Namen ausgeführte Dynastie, die aber fremden Ursprungs ist, als fremd, als Fremdgewalt von den Chinesen stets empfunden wurde. So fehlen alle die Widerstände, die in einem Lande mit aristokratischen und monarchischen Volksüberlieferungen der Republik entgegenstehen. Dafür spannt sich über das ungeheure Volk, mit seinen tausend verschiedenen Orten und der Landschaft, ein unzerbrechbares Netz der Genossenschaften, das die erwerbenden Schichten, namentlich der Städte, in feste Organisationen bannt, in Organisationen der Gemeinbürgerschaft, der wechselseitigen Kreditgewährung, des kooperativen wirtschaftlichen Handelns, die jedem einzelnen Kaufmann und Gewerksmann Halt und Stütze gewähren und die Kolonisation der Bauern zu der

war. Erst ging er auf sein Zimmer, kam aber gleich herüber. „Guten Abend!“ sagte er; ich, ohne aufzusehen, erwiderte ihm kleinlaut. Nachdem er die Stube ein paarmal still hinein und gemessen, nahm er unter gezwungenem Gähnen die Liegenklappe hinter der Tür, was ihm noch niemals eingefallen war, und murmelte vor sich: „Wo nur die Fliegen gleich wieder herkommen!“ — „Ang an zu passen da und dort, und zwar so stark wie möglich. Dies war ihm stets der unlieblichste Ton, den ich in seiner Gegenwart nie hören lassen durfte. „Um“, dachte ich, „das doch, was man selber tut, zumal die Männer, ganz etwas anderes ist!“ Übrigens hatte ich so viele Fliegen gar nicht wahrgenommen. Sein seltsames Betragen verdross mich wirklich sehr. — „Sehe auf einen Schlag!“ rief er. „Wißt du sehen?“ — Keine Antwort. — „Da legte er mir etwas aufs Nächtchen hin, daß ich es sehen mußte, ohne ein Auge von meiner Arbeit zu verwenden. Es war nichts Schlimmeres als ein Häufchen Gold, so viel man Dukaten zwischen zwei Finger nimmt. Er hatte seine Poffen hinter meinem Rücken fort, tat hin und wieder einen Streich und sprach dabei für sich: „Das fatale, unnütze, schamlose Geizhals! Zu was Zweck es nur eigentlich auf der Welt ist!“ — „Patich! Offenbar bloß, daß man's torchlage.“ — „Patich! Darauf verstehe ich mich einigermassen, darf ich behaupten.“ — Die Naturgeschichte belehrt uns über die erstaunliche Vermehrung dieser Geizhals. — „Patich! Patich! — In meinem Hause wird immer sogleich damit aufgeräumt. — Ah maledette! disperate! — Hier wieder ein Stück zwanzig! Magst du sie?“ — Er kam und tat wie vorher. Hatte ich bisher mit Mühe das Lachen unterdrückt, länger war es unmöglich: ich plagte heraus, er fiel mir um den Hals und beide lachten und lachten mir um die Wette. — „Woher kommt dir denn aber das Geld?“ frag' ich, während daß er den Rest aus dem Nächtchen schüttelt. — „Vom Fürsten Gehalts!“ durch den Paydn! Dies nur den Brief.“

„Ich las: Eisenstadt und so weiter. Feuerter Freund! Seine Zurechnung, mein gnädigster Herr, hat mich zu meinem größten Vergnügen damit betraut, Ihnen befolgende sechzig Dukaten zu überreichen. Wir haben jetzt ihre Quartetten wieder ausgeführt, und seine Durchlaucht waren solchermassen davon eingenommen und befriedigt, daß bei dem erstenmal vor einem Vierteljahr, kaum der Fall gewesen. Der Herr bemerkt mir — ich muß es natürlich schreiben —

„Als Mozart Ihnen diese Arbeit dedizierte, hat er geglaubt, nur Sie zu ehren, doch kann es ihm nichts verschlagen, wenn ich zugleich ein Kompliment für mich darin erblicke. Sagen Sie ihm, ich denke von seinem Genie bald so groß wie Sie selbst, und mehr könne er in Ewigkeit nicht verlangen.“ — „Amen! Ich bin zu zufrieden.“ — „Patich! der lieben Frau ins Ohr: Sorgen Sie gütigst, daß die Dankagung nicht aufgeschoben werde! Um besten geschick! es persönlich. Wir müssen so guten Wind sein erhalten.“ — „Du Engelmann! o himmlische Seele!“ rief Mozart ein übers anderemal, und es ist schwer zu sagen, was ihn am meisten freute, der Brief oder des Fürsten Beifall oder das Geld. Was mich betrifft, aufrichtig gestanden, mir kam das letztere gerade damals höchst gelegen. Wir feierten nach einem sehr vergnügten Abend.

Von der Affäre in der Vorstadt erfuhr ich jenen Tag noch nichts, die folgende ebensovienig, die ganze nächste Woche vertrieb, seine Kreszenz erziehen, und mein Mann, in einem Strudel von Geschäften, vergaß die Sache bald. Wir hatten an einem Sonnabend Gesellschaft: Hauptmann Wesselt, Graf Bardega und andere mußjarten. In einer Pause wurde ich hinausgerufen — da war nun die Besichtigung! Ich geh' hinein und frage: „Hast du Bestellung in der Uffervorstadt auf allerlei Holzware gemacht?“ — „Boß Hagel, ja! Ein Mädchen wird da sein? Daß sie nur hereinkommen!“ — So trat sie denn in größter Freundslichkeit, einen vollen Korb an Arme, mit Rechen und Spaten ins Zimmer, entschuldigte ihr langes Ausbleiben; sie habe den Namen der Gasse nicht mehr gemußt und sich erst heute zurechtgefunden. Mozart nahm ihr die Sachen naheinander ab, die er sofort mit Selbstzufriedenheit mir überreichte. Ich liebte mir herzlich dankbar alles und jedes wohl gefallen, belobte und pries: nur nahm es mich wunder, wozu er das Gartengeräte gekauft. — „Natürlich,“ sagt er, „für dein Nächtchen an der Wien.“ — „Mein Gott! das haben wir ja aber lange abgegeben, weil uns das Wasser immer so viel Schaden tat und überhaupt gar nichts dabei herauskam. Ich sagte dir, du hast nichts dawider.“ — „Was? — Und also die Spargeln, die wir dies Frühjahr speisen?“ — „Waren immer vom Markt.“ — „Seht,“ sagt er, „hät ich das gewußt! Ich lobte sie dir aus bloßer Artigkeit, weil du mich wirklichst dauerst mit deiner Bärtnerlei; es waren Dingerl wie die Federpfeil.“

„Die Herren beauftragte der Spatz überaus; ich mußte

einigen sogleich das Überflüssige zum Andenken lassen. Als aber Mozart nun das Nächtchen über ihr Betratsanliegen ausforchte, sie ermunterte, hier nur ganz frei zu sprechen, da das, was man für sie und ihren Liebsten tun würde, in der Stille, alimpflich und ohne jemand's Anklagen solle ausgerichtet werden, so äußerte sie sich gleichwohl mit so viel Bescheidenheit, Vorsicht und Schonung, daß sie alle Anwesenden völlig gewann und man sie endlich mit den besten Versprechungen entließ. „Den Leuten muß geholfen werden!“ sagte der Hauptmann. „Die Innungsnüsse sind das wenigste dabei; hier weiß ich einen, der das bald in Ordnung bringen wird. Es handelt sich um einen Beitrag für das Haus, Einrichtungskosten und dergleichen. Wie, wenn wir ein Konzert für Fremde im Trattnerischen Saale mit Entree ad libitum ankündigten?“ — Der Gedanke fand lebhaften Anklang. Einer der Herren ergriff das Salzfaß und sagte! „Es müßte jemand zur Einleitung einen hübschen historischen Vortrag tun, Herrn Mozarts Einkauf schildern, seine menschenfreundliche Absicht erklären, und hier das Prachtgefäß stellt man auf einen Tisch als Opferbüchse auf, die beiden Rechen als Dekoration rechts und links dahinter gestreut.“ — Dies nun geschah zwar nicht, hingegen das Konzert kam zustande; es warf ein Glickliches ab, verschiedene Beiträge folgten nach, daß das beglückte Paar noch überdies hatte, und auch die anderen Hindernisse waren schnell beseitigt. Dufschels in Prag, unsere genauesten Freunde dort, bei denen wir logierten, vernahmen die Geschichte, und sie, eine gar gemüthliche, herzige Frau, verlangte von dem Krause aus Kuriosität auch etwas zu haben; so leg' ich denn das Passendste für sie zurück und nahm es bei dieser Gelegenheit mit. Da wir inzwischen unverhofft eine neue liebe Kunsterwandte finden sollten, die nah daran ist, sich den eigenen Verd einzurichten, und ein Stück gemeinen Hausrat, welches Mozart ausgewählt, gemüthlich nicht verschmähen wird, will ich mein Mitbringen halbieren, und Sie haben die Wahl zwischen einem schön durchbrochenen Schokoladequirl und mehrgedachter Salzbüchse, an welcher sich der Künstler mit einer geschmackvollen Zulpe verunköstigt hat. Ich würde unbedingt zu diesem Stücke raten: das edle Salz, so viel ich weiß, ist ein Symbol der Häuslichkeit und Gastlichkeit, wozu wir alle guten Wünsche für Sie legen wollen.“

(Fortsetzung folgt.)

gemeinsamen Handlung planvoll arbeitender Wirtschaftsverbände erheben; Organisationen, die den Chinesen auch außer Landes nicht verlassen und die Überlegenheit chinesischer Händler und Kleinunternehmer in allen Städten der Nachbargebiete Chinas begründen. Diese Genossenschaften haben nach der Art solcher erwachsenen Verbindungen ihre geheiligten, überlieferten Gebräuche, ihre unerschütterlichen Satzungen und pflegen das Geheimnis. An ihnen und mit ihnen verquickt, haben sich wohl auch jene Geheimgesellschaften ausgebildet, die so meisterhaft den steigenden Feldzug der Revolution vorbereitet haben. Das Merkmal aller dieser Genossenschaften ist die demokratische Selbstverwaltung, und so sind die Organe der vollständigen Selbstregierung gerade in China aus dem sozialen Leben selbst erwachsen.

Einen triftigeren Einwand bietet allerdings das, was man die eigentümliche staatliche und nationale Zusammenhangslosigkeit Chinas nennen könnte. Das chinesische Volk ist das zahlreichste der Erde und besitzt gleichzeitig die älteste nationale Existenz. Seine Annalen reichen ungefähr ebenso weit zurück wie diejenigen Ägyptens, das heißt bis in das zweite Jahrtausend vor Christi Geburt. In diesem unüberleblichen Zeitraum ist das chinesische Volk nach seiner inneren Art und Zusammenfassung wesentlich dasselbe geblieben. Die politischen Veränderungen gingen nur als Stürme über die Oberfläche, selbst die Annahme des Buddhismus hat nicht die Seele des Chinesen sondern nur die Lehre Buddha gewandelt, die heute im Reiche des Himmels, in der Moralanschauungen aufgegangen ist, in die Konfuzius und andere chinesische Weisen der Vorzeit das herkömmliche Denken und stützliche Werten ihres Volkes gefaßt haben. Aber neben der seit zwanzig Jahrhunderten kaum merklich veränderten Zivilisation, könnte man wohl fragen, welche gemeinsamen Züge diese dreihundert bis vierhundert Millionen Menschen des eigentlichen China zur Einheit verbinden? Die Unterschiede der Landschaft sind selbstverständlich ungeheuer bei der großen Ausdehnung des Reiches, die Unterschiede der Sprache nicht minder. Der Chinese des Südens aus Kanton und Futschau kann sich mit dem Chinesen des Nordens aus Peking nicht verständigen, es sei denn, wenn beide Englisch können. In jedem Gebiet aber bildet eine Anzahl von Dialekten sprachliche Unterschiede ererblicher Art. Die Schriftsprache bildet kein Bindemittel, da die Schrift eine Bilder-, eine Begriffsschrift ist, die von jedem in seiner Mundart gelesen wird. In der Tat hat das chinesische Volk in seiner ungeheuren Mehrheit nur ein provinzielles Leben, der Ort, höchstens die Landschaft sind lebende Einheiten. Und was scheint nun mehr den republikanischen Ideal zu widersprechen? Die französische Revolution ist hervorgegangen aus einer antik geistigsten Schätzung des Staates, des Volks ganzes, und diese Hingebung an das Ganze, an die große Gemeinschaft, erscheint uns Erben der Revolution als die Voraussetzung aller Regierung durch das Volk. In diesem Sinne kommt uns wiederum der Japaner nahe. „Er würde“, sagt Leroy-Beaulieu, „um die Unabhängigkeit und Größe Japans zu sichern, ohne Jägern auf seine ganze soziale und rechtliche Organisation, auf seine heiligste Überlieferung verzichten.“ Der Chinese dagegen steht, der Waise der Nation nach, den politischen Schicksalen des Staats ganzes fast gleichmäßig gegenüber. Doch hatte nicht auch die französische Revolution mit dem Widerspruch und Gegenwirken des Sondergeistes der Gebiete und Provinzen zu kämpfen? Und wenn die Einheit vorgelagert war als Ideal desjenigen Teiles der Nation, der ihr geistiges Leben mitteilte, so fehlt diese intellektuelle Minderheit in China keineswegs und sie stützt sich augenscheinlich auf die breitere Grundlage der gesellschaftlich geeinigten. Sagen indes Kenner Chinas, es habe ein großer Teil der Bevölkerung von der Peking Regierung nichts gewußt, es sei immer leicht gewesen, ein Gebiet gegen das andere in Kampf zu bringen; so hat die Zentralgewalt gleichwohl bestanden, und daran ist wohl auch bei allem Gelingen nicht zu denken, daß die Republik in kurzer Zeit alle Tiefen dieses unaussprechbaren Menschenmeeres in ihrem Geiste umgestaltet.

Eine Aufgabe tritt jedoch unabtrieblich vor die Schöpfer des neuen China, die Willkür und die Korruption der Mandarinenherrschaft, an der sich die Revolution unmissbar entzündet hat, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Die Beamtenstelle ruht zwar auf der Voraussetzung abgelegter Prüfungen, aber sie wird zugleich von dem Kandidaten künstlich erworben; für den armen Bewerber, wenn er Aussichten des Emporsteigens darbietet, bilden sich Gesellschaften, die ihm den Kaufschilling vorstrecken, und in deren Dienst er dann plündert und erpreßt. Mit den Namen „Mutter und Vater“ pflegt man in offiziellen Aktenstücken die Mandarinen zu begrüßen, tatsächlich aber ist, wie Henri Dorman sagt, „jeder chinesische Beamte, vielleicht mit einer Ausnahme auf tausend, ein Lügner, Dieb und Tyrann“. Die Mandarinen, die jede Neuverteilung, jeden Fortschritt in Gewerbe und Handel mit unerträglichen Abgaben drücken, sind zugleich der schwerste Demoschuh der Entwicklung gewesen. Allmächtig in ihren Provinzen, wie sie waren, fand ihr Absolutismus nur die Schranken an den immer wieder entflammenden Aufständen der gebeugten Bevölkerung. Weit schwächer als das Regiment der Gelehrten wurzelte im Volksgefühl die Dynastie der Mandschu, die seit der Eroberung Pekings durch Fuin 1644 herrschte. Schon während des Vorgezuges schiederte Leroy-Beaulieu die Stellung des Mandschukaisers als sehr schwankend und gefährdet: „Die heutige Dynastie ist volksfremd und schon um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts brachte der furchtbare Taipingaufstand, der nur mit europäischer Hilfe unterdrückt wurde, sie bis an den Rand des Abgrundes. Dazu kommt, daß noch Abkömmlinge der alten nationalen Ming-Dynastie vorhanden sind. In dem ganzen Lande blühen geheime Gesellschaften, die vielfach eine Änderung der bestehenden Ordnung zum Ziele haben.“

Geführt von Männern, die von europäischem Geiste erfüllt sind, haben sie nur ihr Ziel erreicht. Sunjatsen hat seine Staats- und Wirtschaftsideen in einem 1904 erschienenen Buche „Die Lösung der chinesischen Frage“ niedergelegt. Als Hauptpunkt seines politischen Programms stellt er dort die Errichtung einer Bundesrepublik auf demokratischer Grundlage hin. Egegenüber dem Einwand, daß eine solche Demokratie dem Jahrtausende alten und starken Herrschaft des Himmelschen Reiches nicht entspreche, weist Sunjatsen darauf hin, daß gerade sein Programm das wirkliche Herkommen befolge, wie es durch den großen Konfuzius niedergelegt worden sei. Erst die Fremdherrschaft habe die Güntilingswirtschaft, die Korruption, den Despotismus und eine tyrannische Bureaucratie angezettelt, diese Krebsbuben des gelben Kolosses. Der große Moralphilosoph und Politiker Konfuzius sagt in der Tat ausdrücklich: „Das Wichtigste im Staate ist das Volk, dann erst kommen die Götter. Am unwichtigsten ist aber der Herrscher.“

Gewerkschaftsbewegung.

Zum englischen Bergarbeiterstreik wird aus London vom 11. Januar gemeldet, daß die ersten Ergebnisse aus Northumberland, Durham, Southwales sich übermäßig günstig für den Streik aussprechen.

Minen i. Westf. Die Streiks und Ausparierungen in der westfälischen, lippschen und hanseatischen Tabakindustrie, von denen circa 18 000 Arbeiter betroffen wurden, sind beendet, da auch die Bevollmächtigten der freien Tabakorganisation den unter Vermittlung des Landrats von Minden zustande gekommenen Vorschlägen der beteiligten Arbeitgeberverbände zugestimmt haben. Die Vertretung der organisierten Arbeiter hat bereits am Dienstag die Beschlüsse der Arbeitgeber einstimmig genehmigt.

Pekinger Eindrücke.

Von Dr. Fritz Wertheimer in der „Frankf. Zeitung.“

Die Stadt, von der er alte Chinesen Herr von Brandt das wichtige Wort geprägt hat: „Man betritt sie mit Tränen und man verläßt sie mit Tränen“, hat zwei Gesichter. Zum ersten gehört dazu so ein naßkalter Oktoberregentag mit einem scharfen Winde, wie er die sibirischen folgenden Winde ankündigt, die einen den Atem rauben und vor keinem Pelzmantel haltmachen. Dann ist Peking so schmuckig, daß einem die Worte fehlen. Vielleicht ist es gar nicht einmal so sehr viel ärger als im südlichen Canton. Aber dort sind die Straßen schmale Stege, in der sich kaum zwei Traglasten ausweichen können, die Dächer berühren sich hoch oben und lassen nicht Luft noch Licht ein. Der Schmutz füllt sich da sozusagen behaglich. Er hat das Recht hier in Ecken und Winkeln in Jahrzehnten eisen. In Peking hat man das Gewinkel niedergelegt und hübsche Bäume säumen breite Straßenanlagen, die jetzt die ganze Stadt durchziehen. Da kann sich kein Schmutz heimlich fühlen und deshalb fällt er so auf. In tiefen Löchern stehen die Wasserpfützen in den Straßen, ein bleigraues Band liegt zwischen den Häusern, aus dem es klatschend aufspritzt, wenn mal eine Ricksha bis über die Achse eintritt. Zwar kommen bald die Kulis und fegen mit großen Besen das Wasser in zwei tiefe Kanäle, die zu beiden Seiten der Straße entlang führen, aber dann verdunstet das Wasser und mit Schaufeneln wird der Schmutz wieder in die Löcher der Straße geworfen, bis der nächste Regen kommt und die Seelenwanderung des Schmutzes von neuem beginnt. Es dauert eine geraume Zeit, bis man es lernt, durch die entsetzliche Hitze durch ins Herz der Stadt zu sehen, das Auge so an den Anstrich zu gewöhnen, daß es ihn übersieht und die Dinge geistig wenigstens von ihm löstrennt.

Das zweite Peking muß man an einem kalten, klaren, himmelblauen sonnigen Oktobertag von seiner Mauer herunter betrachten. Oder noch besser, man muß die fast senkrecht steile Treppe zum Glockenturm hinaufschreiten. Da hängt in einem Gebälk, das an monumentaler Größe kaum mehr zu überbieten ist, eine der feinsten Glocken des Peking. Wenn der Blick sich an solche Größe der Form und doch spielende Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit des Aufbaus gewöhnt hat, dann ist er vorbereitet für ein Bild, das wohl seinesgleichen nicht hat. Tief drunten zu den Füßen des Turmes flutet das Leben der breiten Straße zum Kofenstempel hin, der die Verbotene Stadt verdeckt. Aber nur in aller nächster Nähe des Turmes sieht man eine Stadt. Dann beginnt ein Baumwald, ein Park, in dessen Schatten wohl sie und da ein Häuschen mit geschwungenem Dache zu stehen scheint, er aber ganz gewiß kein Stadtbild mehr erkennen läßt. Und plötzlich springt wieder ganz unvermittelt mächtig ragend eine Pagode oder ein Stadttor heraus, dessen Formen sich in der weiten Entfernung zierlich, aber scharf gegen den Himmel abheben. Im weiten Parkkreise erheben sich im Hintergrunde die Berge in blauem Dunstkleid. Obwohl noch eine lange Ebene dazwischen liegt, scheinen sich Wald und Berge zu berühren, ineinander überzugehen. Und die Sonne spielt auf den gelben und bunten Ziegeldächern, glühert in den Seen der Kaiserlichen Westgärten und wirft niedliche Schatten der kleinen Ameisenmenschen, deren Gewühl da unten wogt. Peking so gesehen, ist eine Offenbarung, ist ein unaussprechlicher Eindruck wie von einer märchenhaften Traumstadt.

Die beiden Gesichter sind gewiß zwei Extreme, zwischen denen an den meisten Tagen des Jahres ein Alltagspeking liegt, aber ein Peking, das immer interessant ist. Man zieht unwillkürlich Parallelen mit dem doch nicht so fernen Tokio. Welche Kontraste! Dort eine moderne Großstadt mit Monumentalbauten und Elektrizität, in kleinen Einzelheiten vielleicht sehr interessant, in der Gesamtwirkung vom Baustil des internationalen nervösen Verkehrs schon so angeleitet, daß man es unschwer als europäisiert ansprechen kann. Hier wäre der Gedanke an eine Elektrizität schon fast eine Lächerlichkeit, denn hier sieht man noch ziemlich unverfälschtes asiatisches Leben. Schon wenn man im Zuge anfährt, an langen Kamel- und Geleirhein vorbei und dann hinter staubigen und menschenüberladenen Kohlenlagern vor einer gewaltigen Mauer und einem Riesentorbau ohne Bahnhof unter freiem Himmel hält, bekommt man einen kleinen Begriff. Und dann dieses Straßenleben. Schon der Duft, der über dem Ganzen wie eine Wolke lastet, ist asiatisch. Der scharf unangenehme, dem Chinesen eigentümliche Geruch verbindet sich mit dem entsetzlichen Gestank der Fäkalien, die in offenen Behältern auf den freischwebenden Schubkarren am helllichten Tage so durch die Straßen gefahren werden, zu einem atemraubenden Odeur. Dann huscht wieder aus einer der zahllosen Gartichen so etwas wie ein zarter Bratenluft herein, verstreut wie ein früher Sonnenstrahl, und man riecht ihm erleichtert nach mit einem Leiten: Verweile doch, du bist so schön!

Die Atmosphäre ist mit dem Getriebe unaussprechlich verbunden, ist auch der einzig mögliche Untergrund für das bunte Gemisch zerlumpter Gestalten in den Straßen. Nichts von arabischem Stolz selbst unter Lumpen steckt in diesen Figuren, nichts von algerischem alles verachtenden Selbstbewußtsein — hier sind es nur Lumpen, ist es asiatische Langsamkeit, Unordentlichkeit, Gleichgültigkeit. Wenn sich so um einen Märchenerzähler der Haufen scharf, sieht man erst, daß die stumpfen Gesichter aufleuchten können. Dann sieht man sich allmählich in die Typen ein und findet eine Unmenge kluger Gesichter, berechnend listiger vielleicht, aber doch sehr sympathischer. Man gewinnt ein Gefühl der Liebe, mit der ein ernster Mann seinen Lieblingsvogel mit der Fadenfischlinge um den Hals auf langen Stöcken mit sich spazieren trägt, oder auch gleich zwei, drei mit sich führt. Freilich, man hat kaum Zeit zu beobachten, so treibt und eilt, freischt und lärt das. In das Gequatsche der Schubkarren rönt das Gelapper der schlechten Rickshas, mischt sich das helle Gidacken des Geils, der seine Lasten trägt, oder auf dem ein gravitätischer Chinese reitet. Auf stinkem Pony bahnt ein Vorreiter der Kutische eines vornehmen Chinesen den Weg, die im modernen Rad, mit ihrem Selbenausschlag und ihrer Gummiereifung so unendlich kontrastiert zu der Unsauberkeit der Straße aber auch gleich der vielen Reiter, die

solch eine Kutische eskortieren. Aufschendurch schieben sich die vom Maultier gezogenen Bestattkarren, jenes Gefährt, das sich durch Jahrhunderte erhalten hat und fortleben wird. Auf einem Rädergestell, das mit seinem Nagelbeschlag fast einem altrömischen Wagen ähnelt, erhebt sich ein Aufbau fast wie ein Tunnel aus dem Spielzeugkasten einer kleinen Kinderbahn. Bunt sind die Fächer des Aufbaues, der auf seinen zwei Rädern davorhängt und bunt sind auch die Gewänder der Insassen vom tiefen Blau der Männerkleider bis zu den grellen Farben der Mandschufrauen, die der Bunttheit und malerische Wirkung ihres Kostüms noch durch ein mehrweckiges schimmiges Gesicht mit tieferer Unterlippe zu erhöhen sucht. Dann kommen ein Zug Kamele, eine Mandarinenkutsche, Wasserträger, Straßenhändler, Lastkarren in Hülle und Fülle. Die stinken feigen Hunde streifen durch die Räder, nicht selten weicht auch gerade noch ein im Moraste wühlendes schwarzes Schwein mit seinem am Boden hängenden Bauch dem Überfahrenwerden aus. Auf der Straße sitzen die Barbier bei der Arbeit, auf der Straße werden die Geschäfte gemacht, coram publico werden endlich auch die Dinge erledigt, die wir nur in der Verschiebenheit abzumachen pflegen. So geht das vom frühen Morgen bis zur späten Nacht in endloser Reihe. Man könnte stundenlang stehen und schauen, wenn man nicht sofort von einer Horde andringlicher Bettler belästigt und vercheuchert würde. Man lernt ganz unmerklich ahnen, daß die Bevölkerung dieser Stadt nicht so leicht zu zählen und schätzen ist, wo sie so fluktuiert, und so auf der Straße lebt, und man fühlt, daß man Peking nur oberflächlich studieren und nicht pedantisch beschreiben kann.

Ganz aus dem Stadtbild heraus fällt das Geandtschaftsviertel. Die meisten Nationen haben die Lage von 1900 zum Anlaß genommen, ihren Vertretungen Neubauten zu schaffen. Du lieber Himmel, was hat man da zusammengebaut! Es sind mehr oder weniger schlecht frontierte Kassen, grob und roh, vielleicht in dem besten Gedanken errichtet, daß doch noch einmal um ihren Besitz gekämpft werden müsse. Am meisten befriedigt noch äußerlich die deutsche Geandtschaft: Von der Straße aus sieht man nämlich nichts von ihr. In ihrem wunderwahnigen Garten allerdings stehen ein paar alte, nordöstlich ungebauete Chinesenhäuser, kaum in ihrem Aussehen und ihrem Innern der Vertretung des Reiches würdig. Wenn man allerdings weiß, was wir an repräsentativen Bauten in China geleistet haben, möchte man ihnen doch noch ein recht langes Dasein wünschen. Denn das ist durchaus nicht beruhmt. Gleich das Gebäude der deutsch-asiatischen Bank in Peking ist ein schrecklicher Kasten und das Konsulatsgebäude in Hankau ist die personifizierte Unmöglichkeit. Was in Lungtau baulich geleistet worden ist, übergeht man am besten mit Schweigen, und wenn wir den wunderhübschen deutschen Klub in Tientsin nicht hätten, wäre die Bilanz noch schlechter. Wir haben es ebenso wenig, wie die anderen Nationen verstanden, Bauten zu erstellen, die unserem Geschmack und unserem Stil entsprechen und die Gegend, in der sie stehen, nicht beleidigen oder erdrücken. Und noch ganz ungeklärt, ja nicht einmal begonnen ist das Problem, den alten Charakter des chinesischen Tempelstils mit unserem westlichen Stil zu einem neuen harmonischen Bau zu vereinigen, der nach China paßt und sich für seine europäischen Bedürfnisse eignet. Das Geandtschaftsviertel in Peking ist ein großes Schulbeispiel, wie man es nicht machen darf. Es ist eigentlich eine zweite „Verbotene Stadt“.

Der Chinese ist der geborene Sammler. Von den Schätzen, die da aufgetapelt sind, kennt man wirklich nur wenig. Freilich ist der Chinese auch der geborene Fälscher. Wie man Bronzen in einem halben Jahre 1000 Jahre alt macht, alte Cloisonnezeichnungen und Farbenmischungen imitiert, alte Porzellane fabriziert und so fort, das ist hier selbst wieder zu einer Kunst geworden, die auf hoher Stufe steht. Man erinnert sich an jenen Münzfälscher in Europa, der der Behörde vorwarf, was sie denn von ihm wolle, seine Münze sei in Feingehalt und Zeichnung ja viel besser, als die amtliche. Zwar sind chinesische Fälschungen nicht besser, aber als solche zu erkennen sind sie auch oft dem geübtesten Auge nicht. Ich hatte hier lange Gelegenheit, mit unfernen Kunstverständigen das zu studieren. Da wird wochenlang Laden für Laden in der alten schmuggigen Chinesenstadt durchwandert. Zu Anfang sind uns die alten Antiquare und Bücherhändler recht wenig entgegengekommen. Einer der vielen Globetrotter denken sie, der kauft, wenn man ihm sagt, das Stiel ist alt und selbst nichts versteht. Er kauft nicht Schönheit, er kauft das Alte und den Namen, den man ihm angibt. Dann merken sie allmählich, daß ihr Kunde etwas versteht. Sie sehen an seinem Finger einen prachtvollen dicken alten Ring aus Jadestein, durch den das Licht scheint und die Zeichnung eines dämonischen Kopfes aus dem blutroten Flecken gelpenlich herausstrahlt. Dann laufen sie ihm Straßenlang nach, um ihm das Ding abzulaufen. Sie kommen aber auch ein wenig aus sich heraus, von Tag zu Tag wird ihr Vorrat besser, aus alten Schutblenden und aus verschwiegenen Winkeln heraus erscheinen erst die wirklichen Schätze und aus dem Besitz von Familien, die gerade in Geldnot sind, kommen die herrlichsten Kalomonos- und Gelatinoszutage. Einen großen Konkurrenten hat der kaufende Europäer, den Japaner. Alle Straßen durchstreifen sie, in allen Läden trifft man die kleinen Gestalten, die gegen den großen Nordchinesen manchmal so sehr abstecken. Sie sprechen zumeist Chinesisch ganz vollkommen und sind schon dadurch im Vorteil. Aber sie sind auch selbst ein unartiges Sammellook, das im Laufe der Jahrhunderte den Blick geschärft und den Geschmack geklärt hat. Keine Zeichnung von besonderer Größe, kein Jadestein von leuchtender Farbe und schöner Weichheit entgehen ihnen. Sie entführen China die meisten wirklichen Kunstsätze oder besser sie entführen sie aus Peking, denn hier ist die große Zentrale aller wirklich guten Dinge, genau wie in Japan drüben ihr Sitz in Tokio und Kyoto ist. In Pekings Buchhändlerviertel und Althändlerladen stecken Kapitalien, von deren Höhe wir uns gar keine Vorstellungen machen können.

Aus Nah und Fern.

Respekt auch vor junkerlichen Mördern! Die Revolberaffäre des Forstassessors v. Knoblauch, der, wie erinnerlich, vor einiger Zeit in Frankfurt a. M. einen Mörderspediteur niederschlug, kam in der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung zur Sprache. Die Beantwortung der von Justizrat Schön eingetragenen Interpellation wegen der Art der Verhaftung Knoblauchs brachte kein Ergebnis. Oberbürgermeister Richter, der zugleich Polizeichef ist, wies zuerst darauf hin, daß den Stadtverordneten kein Kontrollrecht über die Tätigkeit der Polizeiverwaltung zustehe und führte dann die verspätete Ausführung des auf sein Portepce berufenen Junkers und die schlechteste Verhaftung durch einen Polizeispektor auf Zufälligkeiten zurück. Einer Kritik dieser Erklärung des Oberbürgermeisters wurde dadurch vorgebeugt, daß ein vom sozialdemokratischen Stadtverordneten Faber gestellter Antrag auf Besprechung der Interpellation mit 89 gegen 12 Stimmen abgelehnt wurde! — Die Bürger haben die Polizei zu bezahlen, dann aber das Maul zu halten und Framm zu stehen!

Ein Pfarrer in Diensten des Kriegervereins. In Rosengarten, einem kleinen Orte des Wahlkreises Königsberg-Land hatte ein Pfarrer seine Wohnung für eine sozialdemokratische Wählerversammlung zur Verfügung gestellt. Darob große Entrüstung beim Pfarrer des Ortes und Entsendung des folgenden Schreibens an den Pfarrer:

Falls Sie morgen den größten Feinden unseres Vaterlandes den Sozialdemokraten Ihr Haus zur Versammlung öffnen, gehören Sie nicht mehr dem Kriegerverein an und wir könnten Sie dann nicht mehr zu den feinstreuen deutschen Männern zählen. Ich bitte Sie deshalb dringend in Ihrem eigenen Interesse, Ihr Haus nicht den Sozialdemokraten zu öffnen und hoffe, daß Sie meine Bitte erfüllen werden.

Der Pfarrer ging sogar so weit, daß er der Frau des Besitzers 100 Mark bot, wenn die Wohnung den Sozialdemokraten vermietet werde. Aber das fruchtete nichts. Der Pfarrer blieb fest und die Versammlung fand statt. Ja, ja, die verruchten Sozialdemokraten!

Kleine Nachrichten. Zwei 18jährige Seminaristen aus Einbeck, die am 8. Januar eine Parazette unternahmen, sind in den Schneewehen umgekommen. — In den für Wiltungen bestimmten Wien-Berliner Schnellzug wurden bei der Grenzstation in Tetschen falsche Goldstücke entdeckt. Die einzelnen Reisenden, die zum größten Teil aus Norddeutschland stammen, mußten sich einer Verhaftung unterwerfen. — Gegen den Rechtsanwalt am Kammergericht Dr. Napoleon Pailland, dessen Kleider im Grünwald gefunden wurden, ist bei der Staatsanwaltschaft eine Anzeige wegen betrügerischer Veruntreuung eingelaufen. Damit dürfte wohl das Verschwinden des Herrn zu erklären sein. — Der Schlosser Buchtel in Pomburg v. d. H. war mit einem Apparat beschäftigt, ein Benzinschloß zu reparieren. In dem Faß mußten sich noch Reste des Benzins befinden, das sich durch die Hitze der Stichflamme in Gase veränderte. Die Gase explodierten, daß Faß sprang in Stücke und Buchtel wurde so schwer im Gesicht und an Kopfe verletzt, daß er kurze Zeit darauf starb. Er hinterläßt Frau und drei Kinder. — Das Schwurgericht in Bromberg hat den 36 Jahre alten Arbeiter Jakob Kaminski wegen Mordes und die Arbeiterfrau Jakobowa wegen Anstiftung zum Mord zum Tode verurteilt. Kaminski hatte am 15. Oktober den Ehegatten seiner Geliebten Radomski auf deren fortgelegtes Drängen im Walde bei Rogosow aufgehängt. — Vergangene Nacht erschlug in Schussenge bei Schlawa der Landwehrführer Derrk nach einem Stiche seinen betagten Vater und tötete das Anwesen an, wobei er selbst in den Klammern umkam. — Bei einer Kletterpartie in einer Felsenhalde bei Blaubeuren ist die Tochter des Kommandeurs des Ulmer Alancs-Regiments Frhn. v. Lupin abgestürzt. Sie erlitt schwere, glücklicherweise jedoch nicht lebensgefährliche Verletzungen. — Der Reverend Clarence Nicholas, der angeklagt und geständig war, seine Braut Iris Linnele vergiftet zu haben, wurde, wie der Draht meldet, in Baton von den Geschworenen des Mordes für schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Die Hinrichtung soll noch in dieser Woche erfolgen. — In Voulogne-sur-Mer ereigneten sich zwei Todesfälle durch Vergiftung mit Methyloalkohol. 10 Personen liegen noch mit schwerer Vergiftungserkrankung darnieder. Die Behörden haben eine strenge Untersuchung angeordnet. — Durch das Hochwasser kamen auf der Rückkehr von einer Fabrik bei Waldkirch ein junges Mädchen und eine Frau um. — In Bamberg sind auf Verfügung des Untersuchungsrichters drei Teilhaber der Firma Hans Ulmerich, nämlich Hans Ulmerich, Friedrich Kieier und Jakob Leonhard, wegen Wechselfälschung verhaftet worden. In Mitleidenschaft gezogen sind viele kleine Leute, die in gutem Glauben Wechsel unterzeichneten. — Ein 45jähriger Weichenbinder wurde in Aachen unter dem Verdacht verhaftet, kurz vor Weihnachten einen 40jährigen Gutsbesitzer in Veef ermordet und beraubt zu haben. Der Weichenbinder hatte erst kürzlich in Holland eine Gefängnisstrafe von neun Monaten verbüßt. — Auf der Hütte in Kneutlingen in Lothringen wurden große Eisenbleche entdeckt. Mehrere Verhaftungen haben stattgefunden. — An der bayrisch-österreichischen Grenze bei Passau wurden fünf Schmuggler mit dreihundert Kilo Saccharin abgefaßt. Zwei Schmuggler trugen beim Kampf mit den Grenzwächtern schwere Verletzungen davon. — Wegen der großen Schneefälle in der Gifel sind den Landriessträgern in den einsamen Gebirgsgegenden Hunde als Begleiter zugeleitet worden. — Im Stadtteil Derendorf (Nüßelberg) stürzte ein vierstöckiger Neubau ein. 6 Arbeiter wurden unter den Trümmern begraben. Sie wurden sämtlich von der Feuerwehr lebend verfehrt geborgen und ins Krankenhaus gebracht, wo zwei Arbeiter starben. Die vier anderen hofft man am Leben erhalten zu können. Die Ursache des Unglücks schreiben Fachleute dem abwechselnden Regen- und Frohwitter der letzten Tage zu, die zweifellos sehr ungünstig auf den Bau eingewirkt haben: dürrten, der noch ohne Dach dastand. — Die Tagelöhner Beintöfer und Moostainer, die am 15. November aus dem Schloßchen Luthheim bei Schleißheim alte, dem sächsischen Staat gehörige Elgemälde im Wert von 20 000 Mk. aus den Rahmen geschnitten und im Walde versteckt hatten, wurden zu je 3 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust verurteilt. Gleichzeitig wurden wegen Diebstahl der Kaufmann Franz Megele zu 1 Jahr und 3 Monaten und der Händler Kaver Friedrich-München zu 2 Jahren und 1 Monat Zuchthaus, sowie beide zu 10 Jahren Ehrverlust verurteilt. — Im Handelsamt in Chikago brach ein Feuer aus, das rasch die Hinteraufgänge und Aufzüge ergriff. Dichte Rauchwolken drangen in die Dörrensäle, sodas eine fürchterliche Panik entstand. Alle flüchten den Ausgängen zu. Viele Leute wurden zu Boden geworfen. Über ein Duzend Personen schwer verletzt. Im Laufe des Tages gelang es, den Brand einzudämmen. — In Worms erschöpf der Lehrling August Wittmann seine 17jährige Geliebte Katharina Weber und brachte sich dann selbst eine Schußwunde am Kopfe bei, die jedoch nicht lebensgefährlich ist. — Eine blutige Schlägerei mit tödlichem Ausgang spielte sich in Ensisheim ab. Mehrere junge Burchen hatten tagsüber in der Wirtschaft „zum lustigen Bruder“ gezecht. Familienzwistigkeiten gaben abends Anlaß zu einem Streit, in dessen Verlauf zwei der Beteiligten durch Artliebde getötet wurden, ein dritter ist schwer verletzt und liegt hoffnungslos darnieder. Mehrere Verhaftungen sind bereits erfolgt. — Der Schriftsteller Dr. Werner Dorff in Jena, dessen Verhaftung wegen abermaliger schwerer Beleidigung der weimariischen Justizverwaltung bevorstand, in ins Ausland geflüchtet. — Die Flüsse des Schwarzwalds führen nach Schnee und anhaltendem Regen vielfach Hochwasser.

Totenstädte der Zukunft.

Die Friedhofsfraße ist für die modernen Stadtverwaltungen eine der aktuellsten Sorgen, und speziell für die Verwaltungen der Millionenstädte. Sie ist für unsere großen Städte, die immer mehr ins Weite wachsen, eine wirtschaftliche Frage ersten Ranges. Hat doch erst vor kurzem Professor Blotter in Glasgow festgestellt, daß keine Stadt jährlich

18 000 Leichen zu begraben habe. Eine Stadt von einer Million Einwohnern erneuert sich in einem Menschenalter, hat also in 80 Jahren eine Million Menschen zu bestatten. Um diese Million in der Erde unterzubringen, wären zwei Millionen Quadratmeter an Bodenfläche nötig, für den Fall, daß sich Grab an Grab reihen würde. Rechnet man dazu ebensoviel an Wegen, ferner Reservereterrain, so ergibt sich ein riesenfriedhof von 5 Quadratkilometern. Ein derartiges Raumbedürfnis ist nirgends innerhalb der Stadtgrenze oder direkt in ihrer Nähe zu befriedigen. Der Bodenwert eines solchen Friedhofs würde wohl 50 Millionen Mark übersteigen. Folglich müssen die Friedhöfe immer weiter wandern. Schon jetzt sind Hauptfriedhöfe in manchen Großstädten meilenweit entfernt und nur durch elektrische oder Dampftrassen erreichbar, wie z. B. in Hamburg oder Hannover. Und das ist nur der Anfang. In Berlin ist die Frage bereits in ein viel bedeutenderes Stadium getreten.

Einen Ausweg aus diesen Problemen bietet einstweilen nur die Feuerbestattung. Die Rechnung ergibt, daß, wenn für den Friedhof einer Stadt von einer Million Einwohnern 500 Hektare weit draußen erforderlich sind, dieser Bedarf für Feuerbestattete sich schon mit 5 Hektaren befriedigen ließe; und diese Fläche bedürfte nicht aus Gesundheitsrückichten einer Schutzzone ringsum, könnte vielmehr ganz innerhalb der Stadt liegen. Den Entwurf zu einer derartigen Totenstadt bietet Albrecht Haupt in einem im Aufrag des Hannoverschen Vereins für Feuerbestattung herausgegebenen Werte: Totenstädte der Zukunft. Eine Nekropole für eine Million, das in diesen Tagen bei G. A. Ludwig Wegener, Leipzig erscheint. Hier ist der Versuch gemacht, eine derartige für unser Zeitalter neue Aufgabe auch künstlerisch zu lösen. Und dieser Versuch hatte ein ganz überraschendes Ergebnis. Vor allem in der Gesamtgestalt. Er ergab von selber die Entleerung riesiger Bauwerke, gewaltige Nekropolen, von Gebäuden, die durch Masse wie durch Größe der Erscheinung alles übrige in unseren Städten in den Schatten stellen würden.

Es soll die Bestattungsstätte für eine Million Aschenkapeln auf möglichst kleinem Raume in würdiger Gestalt errichten. Als naheliegende Form bietet sich hierfür die Stufenpyramide, die am untersten Absatz etwa 200 Meter messend, sich zu einer Höhe von fast 100 Metern erhebt. Es sind 10 Stockwerke übereinander gedacht, in unerschöpflichen Hallen und Gängen, an Wänden und Pfeilern Aschenurnen aufnehmend. Das unterste 5 Meter hohe Hauptgeschoß enthält rund 13 000 Meter Wandfläche, bei 3 Meter nutzbarer Höhe also 39 000 Quadratmeter. Jedes Quadratmeter kann durchschnittlich 10 Kapeln enthalten — also ist in dem Hauptgeschoß schon für über eine Drittelmillion gewöhnlicher Kapeln Platz geschaffen. Die immer kleiner werdenden Aufbauten der oberen Terrassen ergeben zusammen noch weit mehr, als das Doppelte der genannten Zahl, was sich jedoch dadurch kompensiert, daß die langen Gänge häufig durch schöne und reiche Hallen, Gewölbe, Kuppelräume und ähnliche Einfügungen unterbrochen werden müßten, und zwar in allen Erdgeschossen. — Große Oberlichthöfe sollen an geeigneten Punkten die Stockwerke bis zum untersten durchbrechen, nach Möglichkeit auch Tageslicht in ihre Dämmerung bringen. Eine überall durchgeführte elektrische Beleuchtung wird außerdem unentbehrlich sein. — Ungeheure Treppenanlagen führen von der untersten Stufe bis zur obersten Terrasse, die ein mächtiger, weibovoller Ehrentempel für die Mische hervortragender Menschen krönt. Vier große Aufzüge bringen die des Stiegeis Unermügendsten bis auf diese Höhe. In den vier unteren Ecken stehen vier runde Krematorien, in zwei Stockwerken je zwei Kapellen einschließend; unter jedem brennen fortwährend vier Bestattungsofen. In dieser großen Nekropole sind auch Kirchen für alle Bekenntnisse vorgesehen, ferner Säulenhallen, Tempel und Palustraden, die Gelegenheit dazu bieten sollen, um Urnen, Denkmäler, Statuen und Kunstwerke aller Art frei aufstellen zu können. Auf diese Weise würde die Stadt der Toten ein Heim der bildenden Künste werden. Denkt man sich zuletzt die Pyramide von einem heiligen Dain umfaßt, umgeben von Wasser und Vegetation und eingeleitet vom Schönheits und Gräften, was architektonisch zu bilden sein mag, dann muß zugestanden werden, daß solches Werk in der Tat ein würdiges und großartiges Denkmal sein müßte.

Was die Technik des Baues anlangt, die der Architekt voraussetzt, so wäre die Gelegenheit geradezu geboten, nach Art der alten Römer den Körper des Ganzen aus Beton herzustellen, wo nötig mit Eisen- oder Stahlarmaturen, wenigstens in den untersten Horizontalschichten, und diesen dann mit Gestein, mit einfachem und edlerem bis zum schäufsten, zu bekleiden. Die Kosten der ganzen Nekropole berechnet Haupt auf 42 800 000 Mark, die mit der mildesten Bestattung bezahlt, verzinst und amortisiert wären. Im übrigen ist er selbst nicht so radikal, um anzunehmen, die Bestattung durch Feuer allein sei die einzig mögliche der Zukunft. Es sollen vielmehr die beiden Bestattungsweisen nebeneinander bestehen. Für die Anhänger der Feuerbestattung wäre dann nur die nächste Nähe der Städte, für die der älteren Bestattungsweise aber die Lage weit draußen vorbehalten mit den Gärten in der freien Natur, den schönsten Waldfriedhöfen, kurz dem, was uns seit alters her hier lieb geworden ist.

Schulspäne.

Austausch.

Ein junger Amerikaner trat in unsere Klasse ein. Er hob immer die ganze Hand, wenn er sich meldete, wir nur den Finger. Das erfüllte uns mit Bewunderung, den Amerikaner auch.

Nach einer Woche hoben wir die ganze Hand und er den Finger.

Das „Wärme-Heft“.

Unser Physiker ließ uns ein „Elektrisches Heft“ für die Lehre von der Elektrizität und ein „Wärme-Heft“ für die Lehre von der Wärme.

„Wo haben Sie wieder Ihr Wärmeheft, Beschner?“ sagte er.

„Unser Hund hats gefressen, Herr Professor.“

„So — und...?“

„Und dann ist er gestorben, Herr Professor.“

„Wer, der Hund?“

„Ja, Herr Professor.“

„Woran?“

„Am Hitzschlag, Herr Professor!“

Das Huhn im Topfe.

Unser Geschichtslehrer war ein beguemer Herr. Seine hervorsteckendste Eigenschaft war eine Uhrkette von dreiviertel Meter Länge. Die legte er beim Beginn der Stunde samt der Uhr aufs Katheder und zwar in sorgfältig abgemessenen Spiralen. Dazu brauchte er eine häßliche Zeit. Den Rest verwarf er auf die Geschichte.

„Heinrich der Vierte, König von Frankreich“, sagte er, „war ein sehr guter König. Zuerst stand er auf der anderen Seite (er meinte die Hugonotten), aber vor Paris trat er wieder auf die rechte Seite (er meinte die katholische Kirche),

indem er sagte, daß Paris wohl eine Messe wert sei. Seinen Untertanen war er ein gerechter König. Denn er wünschte, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe habe. Das übrige könnt ihr euch durch Lektüre zu Hause ergänzen.“

Das nächste Mal erforderte die Uhrspirale länger als gewöhnlich. Dann mußte der Welzel ans Katheder.

Der Welzel sagte: „Heinrich der Vierte war zuerst auf der falschen Seite, dann auf der richtigen.“ Er klopfte.

„Weiter, weiter“, der Professor, machte mit der einen Hand die Bewegung des Richters mit der Rechten. Die andere hatte er in der Hosentasche vergraben, so daß für sein ausgeglichenes Gähnen keine Bedeckung mehr blieb.

„Jetzt legte der Welzel los, das es raffelte: Heinrich der Vierte war ein sehr guter König. Er wollte, daß jeder Untertan am Sonntag sein Huhn im Topfe hätte —“

— er überzeugte sich mit einem Seitenblick, daß der Professor zur Hälfte schlafte.

„Huhn im Topfe hätte, und sagte, daß Paris wohl eine Messe wert sei, worauf er von der falschen Seite auf die rechte übertrat und seinen Untertanen ein gerechter König war —“

Er konstatierte einen Dreiviertelchlaf auf dem Katheder und raffelte weiter:

— ein gerechter König war, der einem jeden Untertan am Sonntage sein Huhn im Topfe wünschte, worauf er zur katholischen Kirche übertrat.“

Dann läutete es, der Professor fuhr auf und sagte:

„Gut, Welzel, gut“, und notierte ihm eine Eins.

— B.

Literarisches.

Kleine, Richard. Unsere heimischen Schmetterlinge, ihre Entwicklung und ihr Leben. Leipzig, 1912. Verlag von Theob. Thomas. Preis 1 Mk., gebunden 1.60 Mk. Diese neueste Buchbeilage der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, e. V., bringt auf 98 Seiten in der bekannnten hervorragenden Ausstattung eine ungekürzte, echt volkstümliche Einführung in das Leben und Treiben unserer Falterwelt. Nicht mühselig zusammengeseuchte, trockene Wäckerweisheit ist es, die das Werkchen bringt, sondern ein Praktiker plaudert auf Grund eingehender eigener Erfahrung über den so anziehenden Wechsel aller Entwicklungsstadien und gibt zum Abschluß eine allgemeine Sammelanleitung, die außerordentlich beherzigtenswerte ethische Gedanken, geradezu eine Art Philosophie des Sammelns, entwickelt. Überhaupt ist es ein besonderer Vorzug des Schriftchens, daß es auf Schritt und Tritt zu eigenen Beobachtungen anregt. Ebenso sind die 29 Abbildungen nicht einfach nach beliebigem Muster kopiert, sondern famole Originalphotographien und Originalzeichnungen nach der Natur.

Daehne.

Natur. Zeitschrift der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, e. V. (Geschäftsstelle: Theob. Thomas, Leipzig, Königstraße 3.) Preis vierteljährlich nur 1.50 Mk. Schon wiederholt haben wir auf die gut geleitete, populär-naturwissenschaftliche Zeitschrift hinweisen können. Auch das vorliegende Heft 7 zeichnet sich wieder durch seinen gediegenen, vielseitigen Inhalt aus. Ein mit 5 Abbildungen versehener Aufsatz von Prof. Dr. G. Keller „Aus der Frühgeschichte unserer Haustiere“, in welchem die Funde in Turkestan und Kreta behandelt werden, leitet das Heft ein. In das Gebiet der Chemie führt uns Dr. F. Paris Artikel „Über die Lösungen im festen Zustande“. Dr. G. Wolf veröffentlicht einen interessanten Aufsatz über „Pflanzenpigmente“, über die „Geobotanik des Waldbodens und der Kletterkräuter“ plaudert R. J. France in seiner bekannten fesselnden Weise. Diplom-Ingenieur Otto Ley behandelt das sehr zeitgemäße Thema „Ballongas“. Prof. Dr. J. B. Messerschmidt macht uns mit den „Dünneleerklärungen im Monat Januar“ bekannt. Großes Interesse wird bei allen Terrarienfreunden der Aufsatz von Dr. Friedrich Krauer über „Trockene Terrarien“ erwecken. An die im Juli v. J. von der D. N. G. veranstaltete Studienreise nach der Nordsee knüpft Maximilian Wagners Artikel „Ein Bau der roten Waldameise im Zimmer“ an. Buchbesprechungen, Berichte und Ankündigungen der Ortsgruppen beschließen das interessante Heft. Der Quartalswechsel bietet jedem Naturfreund eine günstige Gelegenheit, die Bestrebungen der D. N. G. durch seinen Beitritt zu unterstützen. Anmeldungen und Probebesten der Zeitschrift durch jede Buchhandlung oder durch die Geschäftsstelle.

Aus den Witzblättern.

Aus Land 1. Ein mecklenburgischer Gutsbesitzer engagiert einen neuen Inspektor. Nachdem sich beide geeinigt hat der Gutsbesitzer:

„An dat Sei dat man weiten, ik bin kein Mann von völ Würden! Wenn Sei dor dröben an de Schindör stahn un ik maak so (un dabei winkt er mit dem Kopfe), denn kamen Sei her!“

„O Herr“, entgegnet der Inspektor, „dit dröövst sich mal heil prächtig, ik bin ok kein Mann von völ Würden, wenn ik denn so maak (und dabei schüttelt er den Kopf) denn kam ik nich!“

(„Jugend.“)

In dem berühmten juristischen Staatskonkurs, der jedes Jahr eine Anzahl jener bedauernswerten Dreierjuristen hervorbringt, ist es seit einigen Jahren Vorschrift, daß jeder Kandidat, um bei der Korrektur jegliche Beeinflussung auszuschließen, seine Arbeit mit einem Motto zu versehen und sie dann in einen mit dem gleichen Motto versehenen Umschlag zu verpacken hat.

Die Arbeitszeit war vorüber und der loyale Vorsikende nahm die mit Motto versehenen großen Umschläge entgegen. Unter den oft ganz merkwürdigen Mottos mußte eines keine besondere Aufmerksamkeit erregt haben; denn er ließ seinen Empfänger nochmals zu sich kommen und erjuchte ihn, das Motto umzuändern, so könne er es nicht passieren lassen.

Es gelang mir, einen Blick auf das ominöse Wort zu tun und da stand groß und breit, offenbar von nicht gar rofiger Stimmung eingegeben: „Gög von Berlichingen!“

Briefkasten.

G. B. 13. Zwischen einem Offizier a. D. und einem z. D. (also zur Disposition) gestellten Offizier ist der Unterschied, daß zwar beide eine Pension bekommen, wenn sie mindestens 10 Jahre gedient haben; die zur Disposition gestellten Offiziere jedoch jederzeit zur Dienstleistung — z. B. in Bezirksbureaus pp. — wieder herangezogen werden können, während die Offiziere a. D. aus dem Heer überhaupt ausgeschieden sind.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Böwigt.
Verleger: E. H. Schwarz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.